

nunu

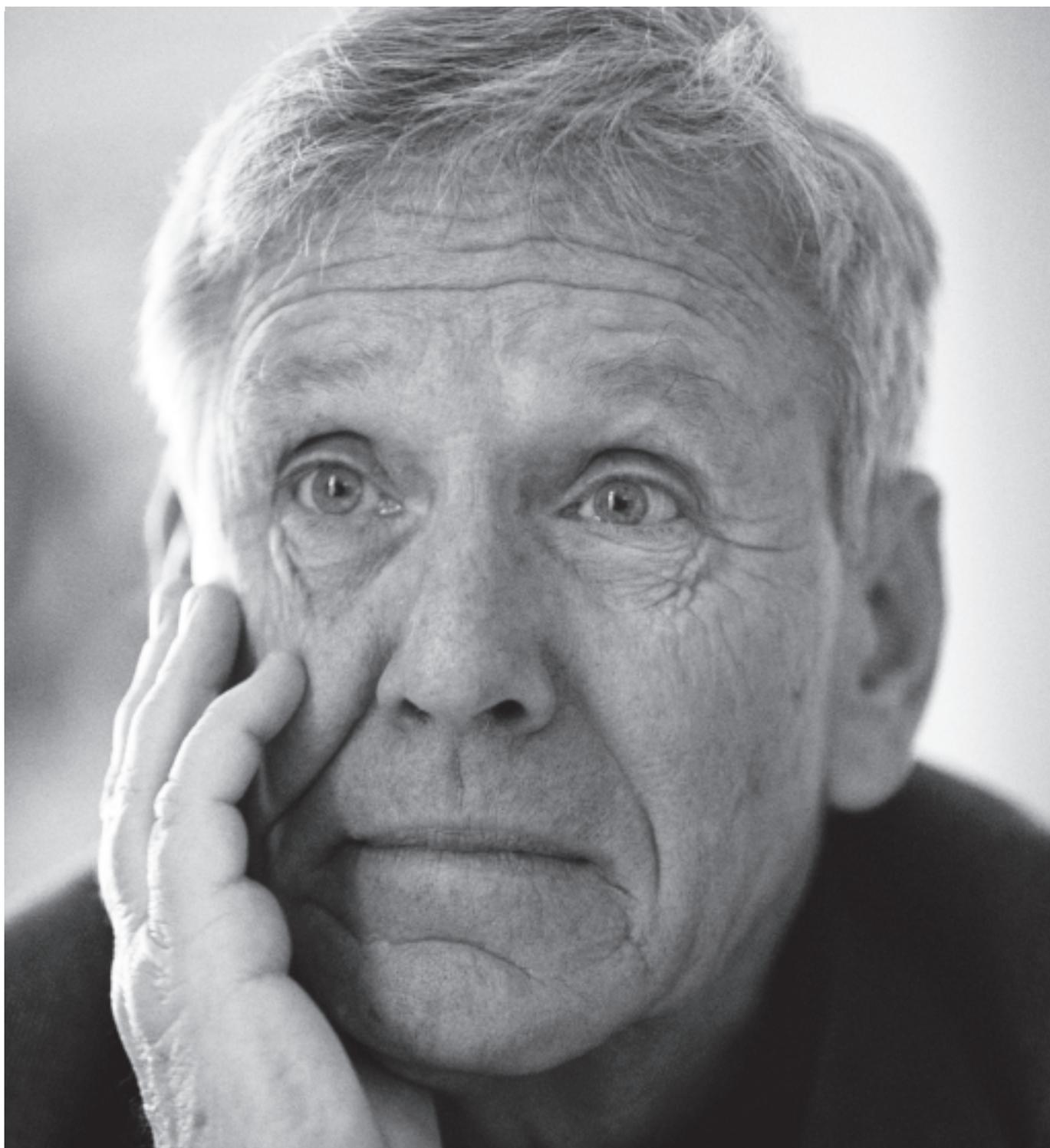
Der Wolf im Staberpelz • Kunstrestitution mit
merkwürdigen Facetten • Eva Menasse über
ihren ersten Roman „Vienna“ • Martin Engel-
berg über glückliches Jude-Sein in Österreich

Ausgabe Nr. 19 (1/2005)

Nissan 5765

€ 3,-

www.nunu.at



IM GESPRÄCH MIT **AMOS OZ**



DELETE!

**Ein Projekt von Christoph Steinbrener und Rainer Dempf
Wien 7 — Neubaugasse — 6. bis 20. Juni 2005**

In Partnerschaft mit der Wirtschaftskammer Wien und in Kooperation mit der Kunsthalle Wien



KUNSTHALLE wien

DELETE!

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser!

NU, wie gefällt Ihnen das neue Erscheinungsbild unseres Magazins? Wir von der Redaktion freuen uns über die klare, lesefreundliche Struktur, die gute Präsentation der Bilder unseres Fotografen Peter Rigaud und das zusätzliche Element einer Schmuckfarbe, das es uns ermöglicht, Wichtiges in eleganter Form hervorzuheben. Christof Janitschek vom Grafikstudio „Büro8“ hat das neue Kleid von NU konzipiert. Ein herzliches Dankeschön an ihn.

Die Redaktion hat sich auf gelungene Weise der Herausforderung gestellt, der schönen Form einen adäquaten Inhalt einzuverleiben. Gleich zwei Bestseller-Autoren mit jüdischen Bezügen konnten wir für ein Interview gewinnen. Danielle Spera hat Amos Oz zu den Friedenschancen im Nahen Osten, zu Antisemitismus in Europa und zu seinen eigenen politischen Ambitionen befragt. Werner Hanak hat mit Eva Menasse über

deren Buch „Vienna“ und die vielfachen Brüche jüdischer und anderer Identitäten gesprochen.

Besonders spannend lesen sich auch die Recherchen von Alexia Weiss zu Versäumnissen und Ungeheuerlichkeiten bei der Kunst-Restitution.

Erfahren Sie auch, wie wir fast ein Interview vom Herausgeber der Kronen Zeitung, Hans Dichand, bekommen hätten und warum es dann doch nicht geklappt hat. Und weil wir, im Gegensatz zu anderen jüdischen Institutionen, keine Spenden von Hans Dichand annehmen, erinnern wir Sie, werte Leserin und werter Leser, an unser Spendenkonto: BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300. Viel Vergnügen beim Schmökern und einen koscheren Pessach im Namen der ganzen Redaktion.

Peter Menasse, Chefredakteur

INHALT

Amos Oz

ISRAEL I *Der Friede wird kommen.*

Von Danielle Spera

4



FOTO: © PETER RIGAUD

Auktion bitte warten

KUNSTRESTITUTION *Eine unendliche Geschichte.* Von Alexia Weiss

10

Bildungspatenschaften

UTE BOCKS *neue Pläne.*

Von Nina Horaczek

17

(K)ein Verbrechen

DICHAND *und das Thema*

Antisemitismus. Von Peter Menasse

18

Tom Segev

ISRAEL II *Es braucht eine Generation ohne Terror.* Von Rainer Nowak

20

Wahl unter Beobachtung

PALÄSTINA *Erstes Tor für friedliche Zukunft geöffnet.* Von Ulrike

Weißbacher

22

(K)eine Aufarbeitung

ROT UND SCHWARZ *Umgang mit den braunen Flecken.*

Von Petra Stuibler

24

Der Murer-Prozess

UNGLAUBLICHES *in Serie: Kein Ruhmesblatt für die Volkspartei.*

Von Petra Stuibler

26

Eva Menasse

ROMANDEBUT *Die Autorin über jüdische und andere Identitäten.*

Von Werner Hanak

28

jüdische Schulen

DEUTSCHERWERB *Gibt es hier eine Fehlentwicklung?*

Von Alexia Weiss

32

Prinz Harrys Faschingsgag

DUNKLE SEITEN *der britischen Vergangenheit.* Von Axel Reiserer

36

Der Prater-Flughafen

KUNST I *Projekt will aufrütteln.*

Von Alexia Weiss

39

Bronislaw Tutelman

KUNST II *Ein bisschen Czernowitz in Vorarlberg.* Von Alexia Weiss

40

stadtTheater walfischgasse

ERÖFFNUNG *„Freunde, das Leben ist lebenswert“.* Von Danielle Spera

42

Keine Mittelmäßigkeit

SPITZENFORSCHUNG *aus Israel.*

Von Michael Stampfer

44

Isaac Bashevis Singer

NEUE BIOGRAPHIE *erschienen.*

Von Thomas Schmidinger

46

Rätsel

JIDDISCHES *zum Raten.*

Von Michaela Spiegel

47

Hegemonie des Bagels

KOMMENTAR *Philipp Steger über DIE Verschwörungstheorie.*

48

Dajgezzen und Chochmezzen

KOMMENTAR *Erwin Javor und Peter Menasse über den Zustand von Schwarz-Blau.*

50

TIPPS

GLÜCKLICHES JUDE-SEIN *in Österreich.* Von Martin Engelberg

51

office@nunu.at
www.nunu.at

Der Friede wird kein Rosengarten

Amos Oz blickt optimistisch in die Zukunft. Der Friede wird kommen, schneller und unblutiger als viele denken. In seinem neuen Roman „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“ erzählt Amos Oz die Geschichte seiner Familie, die aus Osteuropa nach Palästina emigrierte, in Israel eine neue Heimat fand, aber Europa aus ihrem Herzen nicht vertreiben konnte, gleichzeitig aber auch die Geschichte der Gründung Israels. Ein Interview mit Amos Oz.

VON DANIELLE SPERA

NU: *Sie haben sich nie die Liebe zum Feind auf Ihre Fahne geschrieben: Statt „make love, not war“ lautet Ihr Motto: „make peace, not love“.*

Amos Oz: Ganz einfach, es gibt dazu absolut keine Alternative. Wir sprechen von einem sehr kleinen Land, etwa von der Größe Dänemarks. Es gibt ungefähr 5 Millionen Juden und 3 bis 4 Millionen Palästinenser, und keiner denkt daran auszuziehen. Sie können nicht eine glückliche Familie werden, denn sie sind weder eine Einheit noch glücklich oder gar eine Familie, sie müssen sich das Land teilen und sie wissen das. Die gute Nachricht ist, dass sowohl Israelis als auch Palästinenser im Innersten ihres Herzens wissen, dass am Ende der Tage das Land in zwei souveräne Staaten geteilt werden muss. Auch Menschen, die mit dieser Lösung gar nicht einverstanden sind, wissen das und das macht den Unterschied gegenüber der Situation noch vor ein paar Jahren aus.

Es gibt aber doch so viele Hürden: Jerusalem, den Tempelberg, die Siedlungen, ...

In meinen Augen gibt es nur eine große Hürde: die Fanatiker auf beiden Seiten. Menschen, die Gerechtigkeit statt Frieden wollen, was auch immer sie unter

Gerechtigkeit verstehen. Menschen, die nie auf einen Kompromiss eingehen würden, die den Feind besiegen wollen. Die dringendsten Probleme sind die palästinensischen Flüchtlinge, Sicherheit, Terror gegen Israel, die Schikanen gegen Palästinenser und ihr tägliches Leid. Das muss sofort im Zuge eines Kompromisses gelöst werden. Die täglichen Demütigungen, unter denen wir alle leiden – auf beiden Seiten: Ich muss mich mit meinen 65 Jahren jeden Tag auf der Straße unter einen Schulbus legen, weil ich überprüfen will, dass unter dem Bus, der meine kleinen Enkel in die Schule führt, keine Bombe platziert ist. Diese Probleme dulden keinen Aufschub, sie müssen sofort gelöst werden.

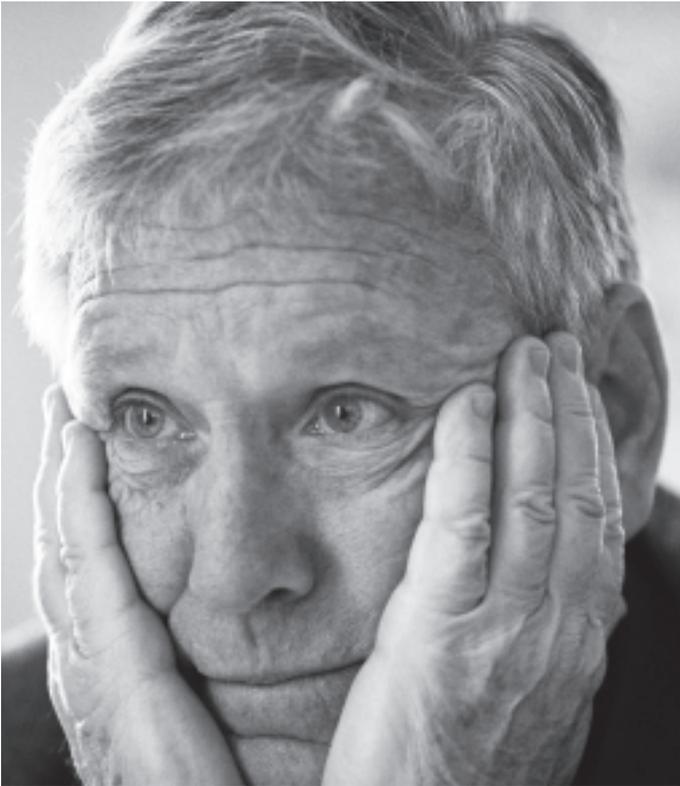
Wie sieht es mit den umstrittenen heiligen Stätten aus?

Darüber kann man auch in 50 Jahren reden, bis dahin sollte es einfach freien Zugang zu allen Heiligtümern geben. Meine Großmutter war eine kluge Frau. Als ich ein Kind war, hat sie mir den Unterschied zwischen Juden und Christen erklärt: Die Christen glauben, dass der Messias schon da war und am Ende der Tage wiederkommen wird. Die Juden glauben, dass er erst kommen wird. Wa-

rum also muss man darüber Blut vergießen, wenn man einfach warten könnte: Wenn der Messias käme und sagte: Schön, euch wiederzusehen, dann müssten die Juden zum Christentum konvertieren. Wenn der Messias aber sagte, ich freue mich, euch kennen zu lernen, müssten sich die Christen bei den Juden entschuldigen. Bis dahin sollte es heißen: leben und leben lassen. Das ist die Antwort auf die Frage nach den umstrittenen heiligen Stätten.

Natan Sharansky, der vor kurzem in Wien war, meint, dass Friede nur zwischen Demokratien möglich wäre. Wenn man dem zustimmt, muss man sich fragen, ob die demokratischen Strukturen in den palästinensischen Gebieten schon ausgeprägt genug sind.

Wenn Demokratie eine Voraussetzung für Frieden ist, dann ist die Besetzung von Palästinensergebiet auch nicht wirklich demokratisch. Denn Demokratie und Besetzung von fremdem Gebiet schließen einander aus. Ich weiß also nicht, ob die demokratischen Fundamente in Israel und Palästina stark genug für den Frieden sind, doch ich weiß, dass sowohl Israelis als auch Palästinenser den Konflikt satt haben



»Friede kann manchmal die Voraussetzung für Demokratie sein und nicht umgekehrt.«

und einen pragmatischen Kompromiss suchen. Friede kann manchmal die Voraussetzung für Demokratie sein und nicht umgekehrt.

Wie beurteilen Sie den Sicherheitszaun?

Ich bin nicht gegen den Zaun. Europa ist umzäunt. Afrikaner sollen nicht nach Europa kommen, auch wenn sie üblicherweise keine Selbstmordattentäter sind. Doch der israelische Zaun steht an der falschen Stelle. Ein Zaun kann die Grenze zwischen meinem Garten und dem meines Nachbarn sein, aber er soll nicht mitten durch den Garten meines Nachbarn gehen.

Die Situation in Israel ist heikel, die große Mehrheit ist zwar für den Abzug, eine kleine Minderheit will sich widersetzen.

Wie wird Israel damit umgehen, wenn es zu Blutvergießen zwischen Soldaten und Siedlern kommt?

Ich hoffe nicht, dass es dazu kommt. Nicht alle Siedler sind Fanatiker, sie haben das legitime demokratische Recht, gegen das, was sie als Unrecht empfinden, zu protestieren. Die Gruppe der Fanatiker ist relativ klein, wir sprechen von einigen hundert Menschen. D. h. es wird ein ernstes Problem für die Poli-

zei geben, sicher keinen Bürgerkrieg. Bürgerkriege geschehen nur, wenn die Bevölkerung gespalten ist.

Es gibt auch eine Tendenz im Militär, dass man sagt, man möchte nicht mit Gewalt gegen eigene Landsleute vorgehen.

Die, die nicht an den Einsätzen gegen Fanatiker teilnehmen wollen, müssen das nicht, andere werden das für sie tun. Für jeden Israeli in Uniform, der sich weigert, die Evakuierung von Siedlungen zu übernehmen, gibt es Freiwillige, die das tun. Es wird sicher kein Rosengarten, es wird für uns sehr schmerzhaft, ich hoffe aber, dass es zu keinem großen Blutvergießen kommt. Die große Mehrheit der Israelis will den Abzug und steht dazu.

Sie haben viele Jahre in einem Kibbutz gelebt, welchen Einfluss haben die Kibbutzim heute noch, früher galten sie ja als „Kaderschmiede“ für die Armee und die Politik.

Israel wird heute nicht mehr von Idealisten regiert. Es ist überhaupt keine gute Zeit für Menschen, die Gleichheit propagieren. Selbstsucht und Kapitalismus sind heute angesagt, das hat sich natürlich auch auf Israel ausgewirkt und passt überhaupt nicht zum Kibbutz-

Gedanken. Ich glaube aber, dass die Kibbutzbewegung ein Comeback feiern wird. In Israel oder woanders. Wo immer man hinsieht, gibt es Menschen, die viel mehr arbeiten, als sie müssten, um viel mehr Geld zu verdienen, als sie brauchen, um Dinge zu kaufen, die sie nicht brauchen, nur um andere zu beeindrucken, die sie gar nicht leiden können. Darauf wird es eine Reaktion geben. Es wird wieder eine Hinwendung zu Gemeinschaften geben, die auf materielle Dinge keinen großen Wert legen. Das muss aber jetzt nicht unbedingt mit Kuhfladen, Hora-Tanzen oder Landwirtschaft verbunden sein.

Sie waren ein massiver Gegner des Irakkriegs, sind Sie das heute auch noch?

Ja, ich glaube weiterhin, dass es falsch von den USA war, ohne internationalen Konsens in diesen Krieg zu ziehen. Vor allem war es falsch, nicht auf den „Tag danach“ vorbereitet zu sein. Obwohl ich selbst in Kriegen gekämpft habe und kein Pazifist bin, fand ich das Vorgehen der USA voreilig und zerstörerisch.

Jetzt hört man immer wieder: Hatte Bush nicht doch Recht? In vielen arabischen Ländern zeigen sich zarte Kursänderungen.



»Was mir imponiert, sind jene früheren totalitären Staaten, die sich zu aufrichtigen Demokratien entwickelt haben.«

sucht und Selbstgefälligkeit. Europa ist wie eine viktorianische Gouvernante, die schulmeisterlich mit dem Zeigefinger wedelt und die anderen Weltteile ermahnt und auffordert, sich zu schämen. Ich würde Europa raten, im Angesicht der eigenen Geschichte etwas taktvoller zu sein. Vor allem im Umgang mit dem Nahen Osten, da in dieser Tragödie die handelnden Personen Opfer der Europäer waren. Juden und Araber gleichermaßen.

»Europa ist wie eine viktorianische Gouvernante, die schulmeisterlich mit dem Zeigefinger wedelt und die anderen Weltteile ermahnt und auffordert, sich zu schämen.«

In vielen Ländern Europas ist wieder Antisemitismus spürbar.

Ich mache mir Sorgen um Europa, weil die Emotionen jetzt bei alten Rechten und jungen Linken ähnlich verlaufen. Es läuft alles auf eine Vereinfachung hinaus. Die Guten gegen die Bösen. Die Dämonisierung der USA und dabei gleichzeitig die Dämonisierung Israels, als ob es das Kind des Teufels wäre, Rosemaries Baby. Die Neigung dazu ist gefährlich für Europa, sie beweist eine Unreife und auch Fanatismus sowohl bei der extremen Rechten als auch bei manchen aus der linksextremen Szene.

Hat Europa nichts aus seiner Geschichte gelernt?

Als meine Eltern jung waren, standen auf vielen Hausmauern in Europa hass erfüllte Parolen: „Juden, geht zurück nach Palästina“ – heute steht auf denselben Wänden „Juden, raus aus Palästina“. Viele in Europa haben ihre Lektion gelernt, andere wiederum nicht. Was mir imponiert, sind jene früheren totalitären Staaten, die sich zu aufrichtigen Demokratien entwickelt haben. Gesellschaften, wie die deutsche, die österreichische, die gelernt haben, dass man ständig mit den Geistern der Vergangenheit konfrontiert ist und dieses Problem bewältigen muss. Und die Geister der Vergangenheit sind immer präsent.

Sie haben geschrieben, dass es Ihnen oft leichter fällt, mit pragmatischen Palästinensern zu reden als mit den Freunden der Palästinenser hier in Europa.

Wenn ich mit pragmatischen Palästinensern zusammen bin, wissen wir, wo wir nicht übereinstimmen, oft schreien wir uns dabei auch an. Wenn ich aber mit Freunden der Palästinenser in Europa spreche, so sind das dogmatische, selbstgefällige Menschen, die dazu tendieren, die Realität in Schwarz-Weiß zu sehen, und Lösungen vorschlagen,

Das ist vielleicht ein bisschen einfach. Der Tod von Yassir Arafat war sicher keine Folge des Irak-Kriegs. Die Veränderungen im Libanon haben sicherlich auch nichts damit zu tun. Vor allem sehe ich keine Veränderung in Saudi-Arabien, dort wäre eine Kursänderung am dringendsten nötig. Also ich denke, das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.

Wenn man die tiefen Wurzeln, die Ihre Familie in Europa hatte, vor Augen hat, wie sind Ihre Gefühle gegenüber Europa?

Sehr gemischt. Nicht nur heute. Meine Eltern wurden in den frühen 1930er Jahren brutal aus Europa hinausgeschmissen. Glücklicherweise, denn sonst wären sie in den 1940er Jahren ermordet worden. Nichtsdestotrotz trage ich die Verletzungen einer unerfüllten

Liebe in mir. Denn meine Eltern und Großeltern haben sich in erster Linie als überzeugte Europäer gesehen, zu einer Zeit, wo niemand in Europa ein Europäer war. Die Menschen waren spanische Patrioten, italienische, französische Patrioten.

Meine Eltern sind vom Deck der Titanic geschmissen worden. Nicht als sie unterging, sondern vorher, als die Musik, das gute Essen, der Tanz noch in vollem Gang waren. Wo man zu Musik getanzt hat, die von meinen Vorfahren komponiert worden war, wo man ein Menü gegessen hat, das von meinen Vorfahren kreiert worden war. Man hat sie mit Abscheu in den dunklen, eiskalten Ozean geworfen. Und ich trage diese Verletzung in mir. Wenn ich das heutige Europa sehe, sehe ich Zynismus, Selbst-



»Es geht darum, kleine Hilfseinheiten zu bilden,
die an Ort und Stelle den Aufbau der Städte,
der Infrastruktur, der medizinischen
Versorgung, des Landes koordinieren.«

lich, der dunkle Schatten einer Katastrophe lag über unserem Leben. Die große Furcht, dass der Mord an den Juden von Europa auch auf Palästina übergreifen würde, sobald die Briten abzögen. Aus einem kindlichen Instinkt heraus: Menschen kann man wie Ameisen töten. Aber Bücher – selbst wenn man sie verbrannt hat, bestand immer die Chance, dass irgendein Exemplar überlebt.

Sie schreiben auch, dass Sie unter keinen Umständen Schriftsteller werden wollten.

Ich wollte Feuerwehrmann werden, ich hoffte, damit die Mädchen beeindrucken zu können. Das Zweitbeste ist aber Schriftsteller zu sein!

Batya Gur bezeichnet Ihr Buch als die nationale Biographie Israels.

Es kann keine nationale Biographie geben, Israel ist eine zu vielfältige Gesellschaft. Mehr als eine Million Israelis haben ihre Wurzeln in den arabischen Ländern, ihre Vorfahren wurden aus verschiedenen arabischen Ländern geschmissen, ich weiß zu wenig über ihr Leben. Eine weitere Million Israelis sind Moslems oder christliche Araber, auch deren Geschichte kann ich nicht erzählen. Ich erzähle die Geschichte meiner und ähnlicher Familien. Ich wollte den Lebenden – also meinen Kindern und Enkeln – die Verstorbenen vorstellen. Meine Kinder haben ihre Großeltern nicht gekannt. Meine Frau hat ihre Schwiegereltern nicht gekannt, so habe ich die Toten zum Kaffee eingeladen. Mein Buch ist also ein Kaffeeplausch mit meinen toten Verwandten. Die Arbeit an dem Buch war so wie die Arbeit eines Paläontologen, der einen Knochen splitter findet und daraus einen Dinosaurier rekonstruieren muss.

Ihre Eltern waren Intellektuelle, die viele Sprachen beherrschten, Ihr Vater sprach elf Sprachen, Ihre Mutter sechs, Sie selbst durften „nur“ Hebräisch lernen, warum?

Meine Eltern hatten sehr ernste Gründe, mich keine Sprachen zu lehren. Sie taten es nicht aus zionistischem Chauvinismus, sondern zu meiner Sicherheit. Sie haben gefürchtet, dass, wenn ich auch nur eine einzige europäische Sprache beherrschte, ich vielleicht verführt werden könnte, nach Europa zu gehen. Das wäre mein Todesurteil gewesen. Das Resultat war, dass meine ersten englischen Worte waren: „British go home“.

»Ich sehe mich nicht als Kommentator, sondern als politischer Aktivist, das ist etwas anderes. Ich vergeude nicht viel Zeit mit der Analyse der Situation. Ich mische mich ein, und lasse mich ein.«

die sie für sich selbst nie akzeptieren könnten. Sie sind ignorant und bemühen sich nicht einmal, die Realität zur Kenntnis zu nehmen.

Ihr Vorschlag für Europa ist, mit einer Art „Marshall-Plan“ zu helfen. Nun sagen aber Kritiker, Europa habe schon so viel Geld geschickt, nur sei das in den Taschen von korrupten Palästinensern gelandet, angefangen bei Arafat selbst.

Europa hat viel Geld gegeben, das war sehr nobel, aber auch sehr einfach. Man hat Schecks ausgestellt und überreicht, wie Almosen an einen Bettler. Im Nahen Osten, oder auch anderswo, kann ein Marshall-Plan nicht so funktionieren, dass ein Scheck ausgestellt wird und dieser Scheck dann wenig später in den Taschen der korrupten Eliten landet. Es geht darum, kleine Hilfseinheiten zu bilden, die an Ort und Stelle den Aufbau der Städte, der Infrastruktur, der medizinischen Versorgung, des Landes koordinieren. Das ist harte Arbeit, da ist mehr verlangt, als einen

Scheck auszustellen – das geht schnell. Dazu braucht man viele Einsatzkräfte, oft Freiwillige, eine Art europäisches Peace Corps.

Sie sind auch ein scharfer politischer Kommentator?

Ich sehe mich nicht als Kommentator, sondern als politischer Aktivist, das ist etwas anderes. Ich vergeude nicht viel Zeit mit der Analyse der Situation. Ich mische mich ein, und lasse mich ein.

Warum sind Sie dann nicht Politiker geworden?

Václav Havel hat mich einmal gefragt, ob ich denn nicht der Václav Havel von Israel werden möchte. Meine Antwort war, dass ich gern der Václav Havel der Tschechoslowakei geworden wäre, aber ich glaube, dass nicht einmal Václav Havel der Havel von Israel hätte werden können.

Sie wollten als Kind ein Buch werden?

Das Leben in Jerusalem war so gefähr-

Keine Auktion in Sicht

Es wird erwartet, dass die Kommission für Provenienzforschung bis Jahresende ihren Schlussbericht vorlegt. Im Nationalfonds bereitet man sich daher vor, ehemals „arisierte“ Objekte aus Bundesbesitz, für die kein Anspruchsberechtigter mehr gefunden werden konnte, zu versteigern. Doch es könnte noch Jahre dauern, bis es so weit ist.

VON ALEXIA WEISS

Seit Sommer 2004 arbeitet im Nationalfonds eine eigene Projektgruppe zum Thema Kunstrestitution, so Fondsleiterin Hannah Lessing im Gespräch mit NU. Eine ihrer Aufgaben: sich auf jenen Zeitpunkt vorzubereiten, an dem der Bund dem Fonds Kunstgegenstände zur – wie es im Gesetz heißt – „Verwertung“ übergibt. Es handelt sich dabei um Objekte aus früher großteils jüdischem Besitz, die in der NS-Zeit geraubt oder abgepresst wurden und sich heute noch in den Bundesmuseen befinden. „Verwertung“ – damit ist eine Auktion zu Gunsten von NS-Opfern gemeint.

In den Gesetzen zur Kunstrestitution wurde festgehalten, dass aus den so erzielten Mitteln Leistungen an natürliche Personen mit einem direkten Bezug zu Österreich, die direkt verfolgt wurden und Schäden an Gesundheit, Freiheit, Vermögen oder Einkommen erlitten haben, zu erbringen sind. Laut Nationalfondsgesetz soll bei der Verteilung dieser Mittel besonders auf die soziale Bedürftigkeit der Opfer Rücksicht genommen werden. Es ist also nur mehr ein kleiner Empfängerkreis zu erwarten. Und mit jedem Tag, an dem wieder NS-Opfer sterben, wird

er noch kleiner. Realistischerweise handelt es sich hier um die Generation 80 plus.

Genau deshalb will Lessing rasch agieren können, sobald der Bund die Kunstgegenstände übergibt. Der Leiter der Projektgruppe, Michael Seidinger, hat bereits eine konkrete Vorgangsweise entworfen: Eine entsprechende Datenbank, die der Nationalfonds ab Herbst online stellen wird, soll die bisherigen Bemühungen der Provenienzforschung bündeln und eine Art Plattform darstellen. In dieser Datenbank sollen all jene Objekte abrufbar sein, für die sich kein Rechtsnachfolger finden ließ und die deswegen dem Nationalfonds zur „Verwertung“ übereignet werden. Die darin enthaltenen Objekte werden dann ein Jahr lang im Internet veröffentlicht werden. Nach Ablauf eines Jahres sollen die Gegenstände über ein internationales Auktionshaus versteigert werden.

Darüber hinaus soll mit einer Ausstellung zum Thema „geraubte Kunst“ und den damit verbundenen Familiengeschichten weitere Publizität erreicht werden. Die Verständigung aller noch lebenden NS-Opfer, die vom Fonds registriert sind, ist geplant. Der National-

fonds will damit zeigen, dass es hier nicht nur um die „bloße“ Verwertung von Gegenständen geht, sondern dass es gilt, einen Erinnerungsauftrag zu erfüllen.

In welcher Höhe aber ist ein Erlös aus der Versteigerung von Kunstwerken ohne Rechtsnachfolger zu erwarten? Und wann steht seitens des Bundes fest, was nun dem Nationalfonds für diese Auktion übergeben wird? Wie ein NU-Rundruf in einigen Museen, aber auch dem zuständigen Bildungsministerium ergab, mahlen die Mühlen wohl wesentlich langsamer, als dem Nationalfonds – im Sinne der betagten Opfer – lieb ist. Darüber hinaus schätzen die Museumsverantwortlichen die Anzahl der als „herrenlos“ zu kategorisierenden Objekte als eher gering ein.

Maren Gröning von der Albertina etwa geht davon aus, dass schlussendlich nur mehr wenige Kunstgegenstände für solch eine Auktion in Frage kommen werden. Einerseits, weil in der NS-Zeit „in den seltensten Fällen von der Gestapo anonym zugewiesen wurde“. Meistens wurde alles systematisch notiert, sodass die Provenienz nachvollzogen werden kann. Betroffene sehen das freilich anders, wie etwa die Wienerin

Lesende Türkin von Friedrich Amerling, aus der ehemaligen Sammlung Wilhelm Freund. Das Bild wurde in die Mauerbach-Auktion aufgenommen – erst durch Recherchen von Sophie Lillie stellte sich heraus, dass es sich nicht um „herrenlose Kunst“ handelte.

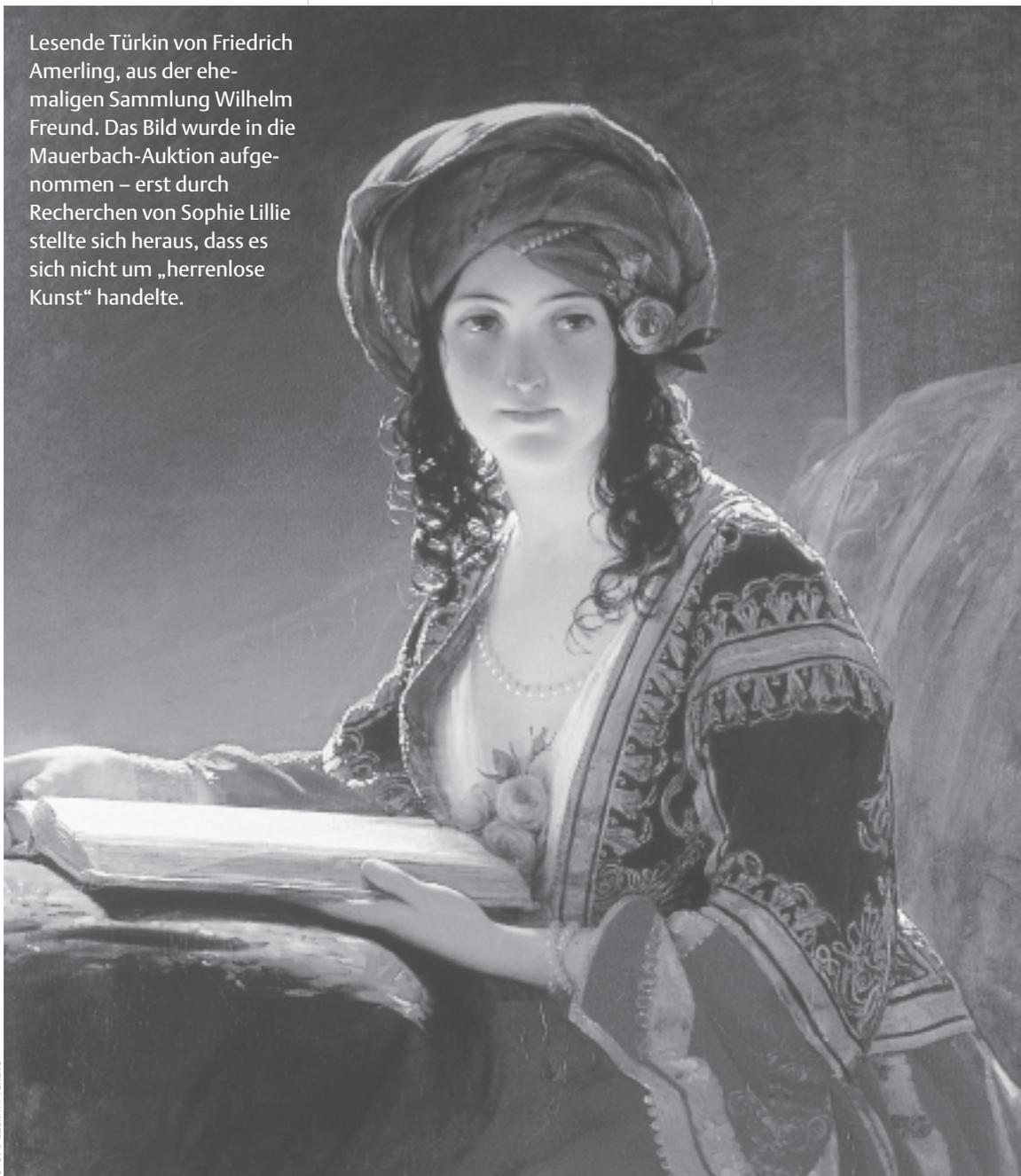


FOTO: © CZERNIN VERLAG

»Das Ministerium hat von sich aus niemanden gesucht – aber das heißt nicht, dass niemand zu finden gewesen wäre.«



Ein Marten van Heemskerck aus der ehemaligen Sammlung Richard Neumann. Das Bild befindet sich im Kunsthistorischen Museum und wurde laut Kunsthistorikerin Sophie Lillie bis dato nicht restituiert.

Verena Krausneker (mehr zu ihrer Geschichte später).

Was nun mögliche Anspruchsberechtigte angehe, heiße es nicht, nur weil von den in den Akten Geführten keiner mehr lebe, dass es keine Erbberechtigten mehr gebe, so Gröning. „Das Ministerium hat von sich aus niemanden gesucht – aber das heißt nicht, dass niemand zu finden wäre“, kritisiert die Kunsthistorikerin.

Seit einem Jahr tue sich hier etwas auf informeller Ebene – angestrengt von der Anlaufstelle der Kultusgemeinde. Solange nicht alle möglichen Anstrengungen unternommen worden seien, Anspruchsberechtigte zu finden, könne nicht versteigert werden – sonst laufe man Gefahr, dass sich die Fehler von Mauerbach wiederholen, warnt die in

der Albertina für das Thema Provenienzforschung zuständige Wissenschaftlerin.

Die der IKG überantworteten Kunstgegenstände, die von den Nationalsozialisten geraubt und als „Mauerbach-Schatz“ in die Kunstgeschichte eingegangen waren, erbrachten bei einer Auktion 1996 einen Erlös von 155 Millionen Schilling (rund 11,3 Mio. Euro). Dieser Betrag wurde bis 2002 in einer ersten Auszahlungstranche auf etwa 6.000 Opfer verteilt, danach eine zweite Auszahlungsrunde vorgenommen.

Vor der Auktion waren von der öffentlichen Hand allerdings nicht alle zur Verfügung stehenden Akten ausgewertet worden, wie auch die Wiener Kunsthistorikerin Sophie Lillie immer wieder in der Öffentlichkeit kritisierte. Hätte man dies getan, hätte man man-

che Gegenstände durchaus an ihre ursprünglichen Besitzer bzw. deren Erben zurückgeben können.

Beschwichtigend äußert sich der Archivar des Kunsthistorischen Museums, Herbert Haupt, im Gespräch mit NU. Viel könne nicht mehr erwartet werden – vor allem aber nicht viel Wertvolles. Haupt ist gemeinsam mit der Wissenschaftlerin Lydia Gröbl alle Bestände durchgegangen. Eines der Ergebnisse: Nicht nur Kunstwerke aus der legendären Sammlung Rothschild wurden nach 1945 von den Behörden insofern abgepresst, als das Ausfuhrverbotsgesetz als Druckmittel benutzt wurde. Manches durfte ausgeführt werden, dafür musste anderes im Museum verbleiben. Auch bei anderen Sammlungen wurde so vorgegangen.

wird in dem Werk das Vorgehen bei folgenden Sammlungen: Emil Kominik (Münzen), Anton Graf Lanckoronski, Serena Lederer, Alfred Menziles (Münzen), Louis und Alphonse de Rothschild sowie Leon Ruzicka.

Würde dieses Buch veröffentlicht, würden sich auch viele Anfragen von selbst erledigen, meint Haupt. Warum das Werk bis jetzt nicht erschienen sei? Dazu will Haupt nichts sagen. Eine Anfrage im Büro von Museumsgeneraldirektor Wilfried Seipel ergibt: Bis jetzt habe man für den Druck keine Finanzierung aufstellen können. Andere Provenienzforscher äußern allerdings den Verdacht, eine solche Publikation wäre allzu unbequem. Schließlich geht es hier nicht nur um die NS-Verbrechen, sondern auch um den unrühmlichen Umgang des Nachkriegsösterreichs mit den Opfern.

Eine lange Geschichte zum Thema Umgang mit Geschädigten hat auch die Wienerin Verena Krausneker zu erzählen. Sie ist eine Nachfahrin des Fabrikanten Otto Brill und dessen Frau Lilly, die im Wien der 1920er und 1930er Jahre zu den bedeutenden Sammlern und Förderern zeitgenössischer Kunst zählten.

Im Juli 1938 wurden von der Zentralstelle für Denkmalschutz folgende Werke angeführt (Quelle: Sophie Lillie: „Was einmal war. Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens“, Czernin Verlag, Wien 2003): 24 Ölbilder (darunter fünf Boeckl, vier Schiele, ein Metzinger, ein Walde), 27 Aquarelle, Gouachen und gerahmte Zeichnungen (darunter ein Pettenkofen, drei Boeckl, ein Liebermann), sechs gerahmte Stiche und Lithographien, elf Plastiken, 65 Handzeichnungen, 50 Mappen mit 400 Zeichnungen und Skizzen (u. a. von Boeckl, Kandinsky, Pechstein, Munch, Pettenkofen, Egger-Lienz, Klimt, Schiele, Nolde), eine Reihe von Wien-Stichen sowie eine nicht näher bezifferte Anzahl alter illustrierter Bücher.

Das Ehepaar – die drei Kinder hatte man schon nach England schicken können – stellte einen Ausfuhrantrag für seine Kunstsammlung. Eine gotische Reliefplastik („Betende Nonne“), drei Selbstporträts und sieben Bücher wurden für die Ausfuhr gesperrt. Die Bücher sollen von der Nationalbibliothek, die Porträts von der Albertina erworben worden sein. Nachgewiesen werden konnte der Ankauf von insgesamt zwölf Gegenständen durch die

»Ich wüsste nicht, dass da noch etwas offen ist.«

In den vergangenen Jahren, so Haupt, hätte man aber sukzessive alles an Opfer bzw. deren Erben restituiert. Maximal ein bis zwei wertvolle Gemälde habe man nicht zuordnen können – diese fallen also möglicherweise in die Reihe jener Objekte, die eines Tages vom Nationalfonds versteigert werden könnten. Darüber hinaus gebe es eine größere Anzahl von Münzen, bei deren Versteigerung aber keine Rekorderlöse zu erwarten seien, sowie andere Gegenstände aus den verschiedensten Sammlungen des Hauses – etwa aus der Musiksammlung. Genauere Angaben darf Haupt derzeit nicht machen – und verweist auf die Kommission für Provenienzforschung und deren Schlussbericht.

Intern hat Haupt allerdings schon sehr genaue Angaben gemacht. Einer-

seits bereits im Sommer 1999 in einer detaillierten, an die 600 Seiten umfassenden Sachverhaltsdarstellung. Einiges darin Enthaltene hat er inzwischen – auf Grund neuer Erkenntnisse aus den Akten – revidiert. „Viele Namen haben mir damals noch nichts gesagt. Nun sind wir im Wissensstand schon wesentlich weiter.“

Andererseits hat Haupt all seine Recherchen zum Thema auch in eine etwa vor zweieinhalb Jahren fertig gestellte Publikation mit dem Titel „Der Mut zur Wahrheit“ gepackt. Haupt schildert darin nicht nur die Veränderung der Inventarbestände in den Jahren 1938 bis 1945, sondern auch den Umgang des Museums mit der zuvor von den Nationalsozialisten geraubten Kunst in der Zeit von 1945 bis 1955. Aufgeschlüsselt



Egon Schiele,
Die Tote Stadt III, 1911,
einst im Besitz von
Fritz Grünbaum

Graphische Sammlung Albertina im Jahr 1938.

Krausneker hat nach Beschlussfassung des Kunstrestitutionsgesetzes für die in Großbritannien lebenden, betagten Verwandten den Antrag auf Rückgabe der Objekte aus der Albertina gestellt. Zu dem Zeitpunkt waren ihr nach langen Recherchen sechs bis acht mögliche Objekte aus der Sammlung Brill bekannt. 2000 waren alle nötigen Dokumente beigebracht. Im Mai 2001 war jedoch seitens der Behörden noch nichts passiert – und der zuständige Beamte habe am Telefon lapidar erklärt: „Da muss ich mir erst einmal den Akt ausheben lassen.“ Inzwischen war ihre Großmutter bereits gestorben.

Krausneker veröffentlichte damals einen Gastkommentar im „Standard“. Wenig später konnte sie gemeinsam

mit ihrer Mutter acht Zeichnungen abholen. Doch dabei wurde sie stutzig: Denn so penibel, wie die Kunstwerke einst in die Bücher eingetragen worden waren, so penibel wurden sie auch wieder ausgetragen. Zwischen den ausgestrichenen Bestandsnummern übersprang die Beamtin aber immer wieder Einträge – insgesamt vier. Wenn man davon ausgeht, dass Sammlungen immer gemeinsam eingetragen werden, aus Sicht Krausnekers ein merkwürdiger Umstand.

Sie klemmte sich also erneut hinter die Sache, recherchierte weiter. Es stellte sich heraus: Hier hatte man sich in der Albertina geirrt. Zwei weitere Zeichnungen, die eindeutig den Sammlungsstempel Brill trugen, wurden Krausneker in der Folge übergeben. Zwei – nicht vier. Immer noch im Besitz der Alber-

tina befindet sich eine Zeichnung Stephan Pichlers sowie ein Skizzenbuch von Herbert Boeckl.

Gröning von der Albertina äußert ein gewisses Verständnis für Krausneker, sieht aber „nur vage Bezüge“ und keine Möglichkeit, das näher zu belegen. Sophie Lillie zeigt sich im Gespräch mit NU dagegen überzeugt davon, dass der Familie Brill die zwei Werke zustehen. Das Problem sei, dass Indizien nicht als Beweis zugelassen würden. In jedem Gerichtsverfahren würde das anders funktionieren. Aber leider habe man im Kunstrestitutionsgesetz verabsäumt, für die Antragsteller auch Rechtsmittel vorzusehen. „Ich zweifle nicht daran, dass die beiden Sachen aus der Sammlung Brill sind.“

Krausneker führt unter anderem an, dass Boeckl von der Familie Brill inten-



FOTO: © CHRISTIAN JÖRST



FOTO: © KUNSTHISTORISCHES MUSEUM

Die beiden
Bundesmuseen
Albertina und
Kunsthistorisches
Museum

siv gefördert wurde, am Balkon der Brill'schen Wohnung Ansichten des Donaukanals gefertigt und Otto Brill mit seinem kleinen Sohn großformatig in Öl porträtiert hat, dass es also eine besondere Präsenz von Boeckls Werk in der Sammlung Brill gibt. Grundsätzlich sei die Stempelung der Sammlung Brill sehr unsystematisch erfolgt – ganz im Gegensatz zu den durchgehenden Inventarnummern in den Museen.

Für den zuständigen Beamten im Bildungsministerium, Georg Freund, „ist das von mir aus erledigt. Ich wüsste nicht, dass da noch etwas offen ist.“

Krausneker hat inzwischen aufgegeben. „Ich möchte die Kleinlichkeit vom Bundesdenkmalamt eigentlich nicht überbieten und habe resigniert. Natürlich könnte ich wieder einen Brief schreiben. Aber irgendwie ist es mir jetzt schon

zu blöd.“ Sie erinnert sich, dass sie in den 1990er Jahren mit einem ganz anderen Gefühl an die Sache herangegangen sei – „nämlich, dass nun zwar sehr spät, aber doch Unrecht anerkannt und versucht wird zu restituieren, was möglich ist“. Sukzessive sei ihr aber von ihrem Gegenüber im Ministerium die Rolle der Bittstellerin zugewiesen worden, man sei ihr degradierend und respektlos begegnet, man habe aus ihr das Opfer gemacht, das sie eigentlich nicht gewesen sei, habe sie hingehalten und vertröstet und alles in die Länge gezogen. „Nach einigen Telefonaten habe ich dann aufgelegt und zu weinen begonnen, weil es so unangenehm und mir diese Kleinlichkeit in der Auslegung des Gesetzes unverständlich war. Ich dachte, wenn sie wollten, könnten sie doch großzügig sein. Aber das wollen sie offenbar nicht.“

Alles so rasch als möglich im Sinn der Opfer erledigen – das will Margot Werner von der Österreichischen Nationalbibliothek. In etwa 60 Fällen habe man Erben ermitteln können, zehn Fälle stünden noch aus. Von rund 14.000 Büchern würden aber schlussendlich die ehemaligen Besitzer anonym bleiben. „Sie stehen per Gesetz dem Nationalfonds zu“, so Werner, die hofft, dass in der Kommission für Provenienzforschung bis Jahresende eine entsprechende Lösung gefunden wird. Sie kann sich auch eine Zahlung an den Fonds vorstellen, denn dass sie nun die 14.000 Bände dem Nationalfonds einfach hinstelle, das wäre wohl wenig sinnvoll. Mit solch einer finanziellen Regelung müssten natürlich beide Seiten einverstanden sein, stellt Werner klar.

In der Kommission für Provenienzforschung ist die Marschroute allerdings noch alles andere als klar. Kommissionsleiter Ernst Bacher meinte zu NU: „Wir haben uns mit dieser Aufgabe noch nicht näher beschäftigt, sondern all jene Restitutionen vorgezogen, wo noch eine geringe Chance besteht, einen Nachfolger zu finden.“ Im Nationalfonds gibt Seidinger dazu allerdings zu bedenken: Mittlerweile sei so viel Zeit vergangen, „dass nicht nur jene sterben, die noch etwas restituiert bekommen könnten, sondern auch jene, denen man mit einer Auktion noch helfen könnte“.

Bacher betont zudem: „Ob man heute, aus dem Blickwinkel der Provenienzforschung seit 1998, das Gesetz so vollziehen kann, wie es konzipiert wurde, bin ich mir nicht sicher.“

Er selbst habe stets das Jahresende 2005 als Schlusspunkt seiner Tätigkeit in der Kommission in Aussicht gestellt, so Bacher. Er werde bis dahin persönlich versuchen, so viele noch offene Fragen wie möglich zu klären und abzuschließen. Dass bis Jahresende aber ein Abschlussbericht vorliege, der dann auch als Basis für die Arbeit des Nationalfonds dienen könnte, sei wenig realistisch. Im Zug der Forschungsarbeiten habe sich herausgestellt, dass das vorhandene Material nach immer neuen Erkenntnissen noch einmal durchgearbeitet werden müsse. „Eine vage Adresse, die für sich gar nichts bedeutet, kann ich heute etwa in Zusammenarbeit mit der Anlaufstelle viel besser lesen und deuten als noch vor ein paar Jahren.“

Von jenen Objekten, die schließlich dem Nationalfonds übergeben werden, müsste jedes einzelne als „herrenlos“

belegt werden. Das brauche Zeit. Nur zu sagen, diese Gegenstände seien als „herrenlos“ anzusehen und würden daher dem Fonds übergeben, das reiche nicht, betont Bacher.

Auch Freund, er ist Leiter der Geschäftsstelle des Kunstbeirats, meint, davon auszugehen, dass der Nationalfonds schon kommendes Jahr über Kunstobjekte ohne Rechtsnachfolger disponieren werde können, sei „zu optimistisch. Das wird schon noch einige Jahre dauern.“ Er werde jedenfalls alles, was ihm Bacher bzw. die Kommission vorschläge, versuchen, „schnell über die Bühne zu bringen“.

Robert Holzbauer, selbst Provenienzforscher – früher im Bundesdenkmalamt, heute im Leopold Museum –, rückt hier im Gespräch mit NU den vom Ministerium vermittelten Eindruck, die langen Forschungsarbeiten würden sich vor allem aus der komplexen Materie ergeben, allerdings etwas zurecht. Während die Historikerkommission mit dem ihr übertragenen Mandat wenigstens über so etwas wie ein Statut verfügt habe, sei die Kommission für Provenienzforschung ein Provisorium, „ein höchst informelles Gremium“ geblieben. Noch immer gebe es weder ein Statut noch eine Geschäftsordnung. Es gebe keine definierte und öffentlich kommunizierte Zielvorstellung.

Und: „Die manifeste Fehldimensionierung der Provenienzforschung des Bundes hat zur Folge, dass die Grundlagenforschung zur Entziehung und Restitution von Kunst- und Kulturgut ein Desiderat geblieben ist“, so Holzbauer, der in Zusammenhang mit Österreichs Kunstrestitution gern Grillparzer zitiert: „... auf halben Wegen und zu halber Tat, mit halben Mitteln zauderhaft zu streben ...“

Kritik am methodischen Vorgehen der Kommission übt auch Lillie: „Anders als bei der Historikerkommission gibt es hier wenig Grundlagenforschung, anhand derer eine Systematik herausgearbeitet werden könnte. Es wurde immer nur Augenmerk darauf gelegt, die einzelnen Objekte der einzelnen Häuser aufzuarbeiten.“ Lillie kritisiert zudem, dass die Kommission viel zu wenig Finanzmittel bekommen habe.

Die Wissenschaftlerin versteht, „dass der Nationalfonds schnell agieren und auch Mittel verteilen will“. Das sei aber eine jener Sachen im Kunstrückgabegesetz, „die einfach nicht durchdacht wurden“. „1998 hat man geglaubt, dass

Sophie Lillie: „Was einmal war. Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens“, Wien 2003, Czernin Verlag, ISBN 3-7076-0049-1



FOTO: © CZERNIN VERLAG

das ein, zwei Jahre dauern werde, und dann sei es vorbei. Und dann hat sich alles – in einem ungeheuren Ausmaß – aufgetan und tut sich weiter auf. Immer wieder stößt man auf Namen, auf einzelne Künstler, deren Werk eigentlich neu bearbeitet werden müsste.“

Eine Einzahlung der Museen in den Nationalfonds und die sofortige Verteilung dieser Mittel an noch lebende Opfer hält Lillie für die sinnvollere Lösung. Die eigentlichen Gegenstände könnten somit an den Museen belassen werden und stünden im Fall eines später auftretenden Eigentumsanspruches für eine Rückstellung bereit.

Insgesamt hält die Kunsthistorikerin die Restitutionspolitik der Bundesregierung für ambivalent. Einerseits seien in den vergangenen Jahren viele Kunstgegenstände restituiert worden, darun-

ter auch fünf Gemälde von Gustav Klimt. Das werde aber kaum öffentlich bekannt gemacht. Die Regierung leiste also Arbeit, spreche aber nicht darüber. „Ich weiß nicht, inwiefern man wirklich dazu steht.“ Lillie kritisiert zudem: Der Beirat habe keine regelmäßigen Sitzungen. Alles passiere hinter verschlossenen Türen, Begründungen würden keine veröffentlicht.

Auch seitens der Bundesmuseen werde nichts publik gemacht – außer von der Nationalbibliothek, die bereits eine Ausstellung zu dem Thema gemacht habe. Lillie versteht zum Beispiel nicht, dass die Bundesmuseen fragwürdige Objekte nicht online stellen, wie es etwa das Wien Museum (www.wien-museum.at) gemacht habe. Und die Kommission für Provenienzforschung habe nicht einmal eine eigene Homepage. n

Wissen schenken

Mit „Bildungspatenschaften“ möchte die Flüchtlingshelferin Ute Bock ihren Asylwerbern die Chance auf Weiterbildung geben.

VON NINA HORACZEK

Wer als Ausländer in Österreich lebt, ist verpflichtet, Deutsch zu lernen – so steht es in der „Integrationsvereinbarung“ der schwarz-blauen Regierung. Die Sache hat einen Haken: Deutschkurse sind zwar gesetzlich vorgeschrieben, aber nicht gratis. Gerade für Asylwerber, die nur 180 Euro im Monat für Essen, Kleidung und sonstigen Alltagsbedarf zur Verfügung haben, sind Kursgebühren deshalb oft eine unüberwindbare Hürde.

Damit ihre Schützlinge trotzdem etwas lernen können, hat die Flüchtlingshelferin Ute Bock nun eine neue Privatinitiative gestartet. „Schließlich hab’ ich als Erzieherin meinen Burschen immer gepredigt, sie sollen gefälligst was lernen“, sagt Ute Bock. „Da kann ich nicht zuschauen, wie Asylwerber während ihres Asylverfahrens, das meist Jahre dauert, keine Chance auf Bildung haben.“

Weil es an Geld für Bildung fehlt, sollen private Helfer einspringen. Unterstützen kann man wissbegierige Asylwerber je nach Dicke der Geldbörse: entweder per Erlagschein einen individuellen Betrag mit dem Vermerk „Bildungsprojekt“ spenden oder einen Deutsch- oder Hauptschulabschlusskurs „stiften“. Der Spender erhält dann

eine Zahlscheinkopie des jeweiligen Kurses. Deutsch lernen lassen kann man ab 60 Euro, ein Hauptschulabschluss einer Volkshochschule kostet rund 600 Euro. Oder man nimmt einen studierenden Asylwerber für ein oder mehrere Semester unter seine Fittiche. Die „Ergänzungsprüfung Deutsch“ etwa, die vor Beginn des eigentlichen Studiums absolviert werden muss, gibt es ab 370 Euro pro Semester, in der Re-

gel sind zwei bis drei Semester bis zum eigentlichen Studium nötig. Hinzu kommen Kosten für Bücher, Fahrausweis etc. (rund 50 Euro pro Monat). So billig gab es Wissen noch nie!

Informationen:

<http://www.fraubock.at>,

mail: info@fraubock.at oder

Tel. 524 99 00-41 (Jürgen Stowasser) bzw. 524 99 00-43 (Martina Olinowetz)

Damit die Erinnerung nicht verloren geht!

Projekt von Bürgerinnen und Bürgern aus dem 9. Bezirk und der AGENDA 21 Alsergrund

Wir suchen für das Projekt „**Servitengasse 1938 – Schicksale der Verschwundenen**“ Zeitzeugen, Fotos, Erinnerungen und Dokumentationsmaterial unserer jüdischen Mitbürger.

Wenn Sie uns helfen können, unsere verborgene Geschichte sichtbar und bewusst zu machen, wenden Sie sich bitte an:

E-Mail: Servitengasse1938@gmx.at

Tel.: 0676/706 61 38

Projekträger: Museumsverein Alsergrund

Der Wolf im Staberlpelez

NU-Kolumnist Erwin Javor hat im letzten NU des Jahres 2004 in seinen „Alltagsgeschichten“ über die Geldzuwendungen des Herausgebers der Kronen Zeitung, Hans Dichand, an Chabad geschrieben.

VON PETER MENASSE

Er vertrat in seinem Kommentar die Meinung, dass Dichand sich mit den Spenden an Rabbiner Jacob Bidermans Bewegung weißwaschen wolle. Wenn Rabbiner Biderman Hans Dichand als seinen Freund bezeichne, so Javor, könne er von gegnerischen Anwälten schwerlich zum Antisemiten gestempelt werden. Bekanntlich hatte WAZ-Chef Erich Schumann in einem NEWS-Interview bedauernd angemerkt, dass in der Krone „rassistische und antisemitische Untertöne“ festzustellen seien, was dem alten Mann der Krone nicht gerade zur Ehre gereichte. Mit seinen großzügigen Spenden wäre Dichand also bemüht, meinte Javor, sich ein neues Image zu geben.

Unmittelbar nach Erscheinen von NU im Dezember vorigen Jahres rief Rabbiner Biderman bei Erwin Javor an und versuchte, ihn von der wahrhaftigen Großherzigkeit Dichands zu überzeugen. Wir beschlossen daraufhin, bei Dichand wegen eines Interviews nachzufragen, um seine eigene Begründung zu erfahren, warum er Chabad unterstütze. Unser Kollege Martin Engelberg fragte im Sekretariat Dichands nach und bekam auch rasch einen Termin. Wir begannen uns auf das Interview vorzubereiten, bis dann am 18. Jänner

ein Brief mit einer Absage bei Martin Engelberg eintrudelte. Er sei beim Lesen von NU darauf gestoßen, schrieb Hans Dichand, dass unser Blatt die Krone bzw. ihn persönlich des Antisemitismus bezichtige. Nach österreichischem Gesetz, so der Zeitungstycocoon, sei Antisemitismus ein Verbrechen und einer Zeitung, die ihn eines Verbrechens beschuldige, könne er kein Interview geben.

Hier irrt Dichand: Antisemitismus ist kein Verbrechen nach österreichischem Strafrecht, sondern die Leugnung des Holocaust ist unter Strafe gestellt. Eine Textinterpretation des Briefes müsste überdies wohl zum Schluss kommen, dass es Herrn Dichand nicht so sehr störte, von NU moralisch in Frage gestellt zu werden, sondern dass ihn nur die vermutete Ungesetzlichkeit des ihm angeblich Unterstellten von einem Gespräch mit der Zeitung abhält.

Das Interview war jedenfalls in seinen Grundzügen fertig. Eine Kurzfassung davon soll zeigen, was wir unter anderem fragen wollten. Die Antworten Dichands dazu haben wir nicht erhalten. Darum müssen wir uns mit einer fiktiven Antwort begnügen, die wir dem Brief von Dichand entnehmen:

NU: *Viele Juden fühlen sich von der Neuen Kronen Zeitung seit Anbeginn ihres Erscheinens schäbig und niederträchtig behandelt. Der frühere Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Paul Grosz meinte einmal dazu in einem Standard-Interview, niemand habe die in Wien vorhandene Tradition des Antisemitismus „besser genutzt bzw. missbraucht“ als die Krone, allen voran der Kolumnist Staberl. Dadurch sei das Klima zunehmend vergiftet worden. Wie sehen Sie das, Herr Dichand?*

Hans Dichand (fiktiv): Nach österreichischem Gesetz ist Antisemitismus ein Verbrechen.

Sie spenden heute für jüdische Organisationen. Warum haben Sie seinerzeit Viktor Reimann und den „Staberl“ ungehindert schlechte Stimmung gegen Juden machen lassen? Staberl hat jüdische Feiertage als ausländische Feiertage bezeichnet, er hat behauptet, dass nur wenige der jüdischen Opfer vergast worden seien. Den jüdischen Journalisten Abraham Rosenthal hat er abwechselnd bei seinem richtigen Namen genannt oder aber ihn als „Rosenbaum“ oder „Rosenberg“ bezeichnet, was von einer österreichischen RichterIn als klassische Methode gewertet wurde, antisemitische Emotionen anzusprechen.



FOTO: © LUDWIG SCHEDEL

Warum nur ließen Sie das zu, Herr Dichand?
Nach österreichischem Gesetz ist Antisemitismus ein Verbrechen.

Reimann und Staberl sind Geschichte. Noch immer aber schreibt Wolf Martin seine Gedichte. Immer wieder an einem 20. April, dem Geburtstag von Adolf Hitler, hat dieser Mann etwas zu feiern. Am 20.4.1994 feierte er „Adolfs Wiegenfest“, ... der eine Persönlichkeit gewesen wäre, wie wir ihn heute bräuchten ..., um dann am Schluss zu schreiben, er habe Adolf Schärf gemeint.

Am 20. April 1999 wurde ein ähnliches Gedicht von Wolf Martin nicht ins Heft genommen. Man kann es in einem Sammelband eines Grazer Verlags nachlesen. Diesmal schrieb er über einen großen Europäer, der zwar historisch befleckt sei, jedoch nur des Volkes Wohl bezweckt habe. Man habe diesen Mann in einen Krieg getrieben, heißt es noch. Und dann die Auflösung: „Ein Prost Napoleon dem Dritten.“ Wer gehofft hatte, dass man sich in der Krone besonnen und solche Gedichte aus dem Blatt gekippt hätte, wurde am 20. April 2001 eines Besseren belehrt. Da schrieb er wieder, der lustige Martin. „Fürwahr ein großer Tag ist heut! Ich hab

mich lang auf ihn gefreut.“ Und am Ende heißt es dann: „Ihm sei's zur Ehre, uns zum Heil: Taxi Orange der II. Teil.“

Herr Dichand, stören Sie diese Freuden-
gedichte am Tag von Hitlers Geburtstag
nicht?

Nach österreichischem Gesetz ist
Antisemitismus ein Verbrechen.

Der Presserat hat Martin für ein Gedicht im
Jahr 2000 verurteilt, in dem er schrieb
„Dass Juden jetzt aus Österreich flüchten,
steht zu befürchten wohl mitnichten. Denn
selbst für ärgste Haider-Fresser lebt es sich
wohl um Häuser besser im ‚Nazi-Land‘ der
blauen ‚Schande‘ als im gelobten heiligen
Lande.“

Herr Dichand, warum darf dieser Mann bei
Ihnen schreiben?

Nach österreichischem Gesetz ist
Antisemitismus ein Verbrechen.

Wir haben für dieses Gespräch nicht zu
danken.

Staberl hat jüdische
Feiertage als ausländi-
sche Feiertage bezeich-
net, er hat behauptet,
dass nur wenige der
jüdischen Opfer vergast
worden seien.

»Keiner glaubt an echten Frieden.«

Der israelische Historiker, Journalist und Schriftsteller Tom Segev sieht eine Chance auf Frieden im Nahen Osten überhaupt nur, wenn auf beiden Seiten eine Generation ohne Terror leben kann.

VON RAINER NOWAK



FOTO: © JACQUELINE GODANY

Bruno Kreisky hatte sich gut vorbereitet. Die Bücher lagen aufgeschlagen und markiert auf seinem Arbeitstisch, als er den jungen israelischen Journalisten zum Interview empfing. Es war Mitte der 1970er Jahre, der österreichische Bundeskanzler sympathisierte offen mit den Anliegen der Palästinenser, der Zionismus, die Idee des Staates Israel, war ihm fremd.

Stundenlang diskutierte Kreisky mit dem Journalisten Tom Segev, vor der Tür mussten die nächsten Gesprächspartner ewig warten. Irgendwann sagte Kreisky, dass die Juden doch kein richtiges Volk seien. Segev darauf: „Die Österreicher sind doch auch noch kein richtiges Volk.“

So erzählt es Segev heute, wenn er, wie kürzlich, Wien besucht. Heute gibt Segev selbst Interviews, sein Buch wurde nun in deutscher Übersetzung publiziert. In „Es war einmal ein Palästina“ geht es um die Geschichte der Juden und Araber vor der Staatsgründung

Tom Segev analysiert die aktuelle Situation im Nahen Osten.



Israels. Von internationalen Medien wird es bereits als geschichtliches Standardwerk gefeiert, für die New York Times zählte es 2000 zu den besten Büchern weltweit.

Damals steuerten Intifada und der Terror der Selbstmordattentäter auf ihren Höhepunkt zu. Damals war Segev äußerst pessimistisch, wie er sagt. Und das ist er wohl auch noch heute, wenn er meint, dass richtiger Friede zwischen Israelis und Palästinensern gar nicht möglich sei. Immer würden Europäer und auch Amerikaner fragen: „Warum könnt ihr nicht friedlich zusammenleben?“ Segev im NU-Interview: „Es geht nicht, sie wollen nicht. Der irische und der sizilianische Bauer würden auch nicht einfach friedlich und glücklich als Nachbarn zusammenleben.“

Die Kultur, die Religion, die Lebensweise – alles sei anders. Der Terror habe auf beiden Seiten die Positionen derart verhärtet, dass für Segev nur unter einer Bedingung die Chance auf Frieden bestehe: „Wenn eine Generation erträglich leben kann.“ Was heißt erträglich? „Dass eine Generation ohne Terror und Angst heranwächst.“ Auch die jüngsten politischen Entwicklungen seien kein Fahrplan zum Frieden.

„Es geht nicht um Frieden, es geht um Krisenmanagement.“

Genau damit seien die beiden Pragmatiker Ariel Sharon und Mahmoud Abbas beschäftigt: Sharon handle wie immer, nämlich wie ein General. „Er weiß, dass er an der Gaza-Front nur verlieren kann, also bläst er zum Rückzug.“ Ein Politiker sei Sharon deswegen noch lange nicht. Segev grundsätzlich: „Noch nie hat man Terror militärisch besiegen können.“ Auch nicht die USA? „Die liefern doch seit Vietnam den Beweis.“

Weiter zu Abbas: Sein Volk sei völlig zermürbt und erschöpft, der Terror habe nichts gebracht, analysiert der Historiker. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Arafat fungiere Abbas nicht als Symbol, somit sei auch der Druck geringer, glaubt Segev. Den Frieden brächten Sharon und Abbas damit nicht.

Die Wurzeln dieses Konflikts reichen tief in die Zeit vor der Staatsgründung, schildert er in seinem Buch. Darin räumt er auch mit vielen tradierten Geschichtsbildern und Thesen auf, etwa mit der von Antimperialisten gerne strapazierten Theorie, dass die Engländer an allem schuld seien. Ohne die britische Okkupation wäre ein friedliches Zusammenleben möglich, so die These.

»Derzeit ist Israel auf dem Weg in Richtung Post-Zionismus. Den zionistischen Planstaat gibt es nicht mehr, die Individualisierung hat auch in Israel den Siegeszug angetreten.«

„Viel zu simpel, die Ursachen liegen woanders.“

Auch die ständige israelische Heroisierung der Staatsgründung müsse überdacht werden, so heldenhaft sei diese Zeit nicht gewesen. Und dass der Holocaust sozusagen die negative Initialzündung für den Staat Israel gewesen sei, sei völlig falsch. Den Zionismus habe es schon zuvor gegeben, „Hunderttausende wollten in das Land des heutigen Israel. Durch den Holocaust gingen uns Millionen Bürger verloren, statt europäischen Juden kamen jene aus arabischen Ländern, Israel wäre heute ein ganz anderes Land“, meint Segev.

Derzeit sei Israel auf dem Weg in Richtung Post-Zionismus. Den zionistischen Planstaat gebe es nicht mehr, die Individualisierung habe auch in Israel den Siegeszug angetreten. Und weltweit werden in Zukunft nicht mehr Hunderttausende Juden nach Israel übersiedeln. Im Gegensatz zu zehn, 20 Jahren früher dürfe man heute als Jude irgendwo auf der Welt auch offen sagen, dass man nicht nach Israel auswandern wolle. Und in Tel Aviv gebe es an jeder Ecke Jugendliche, die über den Zionismus nachdenken. So gesehen hat der Zionismus doch gesiegt? Segev lächelt und wirkt fast optimistisch.

Als Wahlbeobachterin in Palästina

Anfang Dezember 2004 wurde Ulrike Weissenbacher von der EU-Kommission gefragt, ob sie bereit wäre, als Wahlbeobachterin nach Palästina zu reisen. Die Steirerin, die in Brüssel als Beraterin arbeitet, zögerte nicht lange, das Risiko und die Arbeit auf sich zu nehmen. Für NU berichtet sie jetzt darüber, wie ein erstes Tor für eine friedliche Zukunft im Nahen Osten geöffnet wurde.

VON ULRIKE WEISSENBACHER

Die Präsidentschaftswahl in Palästina zog das internationale Interesse an wie kaum eine andere und so wimmelte es in Westbank und Gaza von WahlbeobachterInnen und JournalistInnen. Die BeobachterInnen stimmten darin überein, dass die palästinensische Autonomiebehörde sich aufrichtig bemüht habe, einen regulären Wahlprozess zu organisieren und dass die WählerInnen von ihrem Wahlrecht mit viel Enthusiasmus Gebrauch gemacht haben.

Die Frage, ob es Versuche zur Einflussnahme gegeben hat, muss mit Ja beantwortet werden. Es kam tatsächlich zum Einsatz öffentlicher Ressourcen im Wahlkampf, die Wahlbehörde reagierte nicht auf Beschwerden, Mahmoud Abbas wurde von den öffentlichen Medien favorisiert – bei ausgewogener Berichterstattung insgesamt – und es gab eine Verfahrensänderung am Wahltag für spezielle Wahlbüros auf politischen Druck hin. Insgesamt aber war die Arbeit der Wahlbehörden beeindruckend und auch das entstehende Selbstverständnis einer unabhängigen, integren Institution lässt weitere positive Entwicklungen bei zukünftigen Wahlen erwarten.



Weissenbacher im Nahen Osten



Auch israelische Sicherheitsvorkehrungen hatten Auswirkungen auf die Wahl. Checkpoints und Straßensperren

schränkten die Bewegungsfreiheit ein, KandidatInnen und WählerInnen konnten vom Recht auf Meinungsäußerung



FOTO: © ULRIKE WEISENBACHER

und Versammlungsfreiheit nicht uneingeschränkt Gebrauch machen. Die Situation in Ost-Jerusalem war unbefriedigend. Die israelischen Behörden ließen keine Wahl in eigens dafür vorgesehenen Lokalen mit üblichen Wahlurnen zu, sondern die Menschen mussten ihre Stimmzettel in Postämtern in Postkästen deponieren, assistiert nicht von regulären Wahlbehörden, sondern von Postbeamten. Das wurde von den WählerInnen wohl kaum als Zeichen einer einwandfreien, freien Wahl gewertet.

Warum wir den Gesamtprozess trotzdem positiv beurteilt haben? Auch wenn natürlich Demokratie nicht in ein oder zwei Wahlen gefestigt werden kann, so ist doch die Praxis der palästinensischen Führungspersonlichkeiten, Legitimierung an der Wahlurne einzuholen, nunmehr verankert. Die bereits geplanten nächsten Parlamentswahlen und der Geist, in dem die Bevölkerung sich an dieser Wahl beteiligte, sind starke Indikatoren für den Wunsch, zukünftig den Weg der Rechtsstaatlichkeit und der öffentlichen Beteiligung zu gehen. Die Wahl ist insofern als Erfolg und Chance zu sehen.

Aber auch die Rolle der israelischen Sicherheitsbehörden, die bemüht waren,

ihre Aktivitäten weitgehend einzuschränken, um den Wahlvorgang zu ermöglichen und vor allem am Wahltag selbst die Bewegungsfreiheit der BürgerInnen weitestgehend zu gewährleisten, war ein wichtiges Signal in Richtung möglicher Erneuerung der Gespräche nach erfolgter Wahl.

Nicht oft folgen auf unsere Wahlbeobachtungseinsätze positive und sehr konkrete gesamtpolitische Entwicklungen. Die Tatsachen, dass einerseits un-

»Die Frage, ob es Versuche zur Einflussnahme gegeben hat, muss mit Ja beantwortet werden.«

mittelbar nach der Wahl von Mahmoud Abbas die Gespräche wieder aufgenommen wurden und andererseits die israelische Seite mit der Ankündigung eines Datums für den Beginn des Truppenabzugs aus dem Gaza-Streifen ernsthafte Bemühungen zu erkennen gab und dass darüber hinaus dieser Wahl sogar ein Waffenstillstand folgte, sind hervorragende Folgeerscheinungen.

Die Ankündigung der Hamas – wie durchaus zu erwarten war, da sie sich bereits an den Kommunalwahlen beteiligt hatte –, auch an den Parlamentswahlen teilzunehmen, eröffnet weitere Möglichkeiten zur Einbindung derer, die bisher ob fehlender Perspektiven Gewalt als einziges Mittel sahen, einer ausweglosen Situation zu entkommen. Mahmoud Abbas hat verstanden, dass die Menschen in einem Land, in dem es kaum mehr funktionierende Infrastruktur, schlechte Bildungsmöglichkeiten und keine Arbeit gibt, eines mehr brauchen als alles andere: Frieden und Zukunftsaussichten – vor allem für ihre Kinder und Jugendlichen.

Als ich in mein Appartement in Ramallah einzog, sah ich ein Einschussloch in meinem Badezimmerfenster. Am Winkel des Einschusses konnte ich erahnen, dass, wer auch immer vor meinem Spiegel gestanden haben sollte, diese Kugel in den Hinterkopf bekommen hätte. Meine erste Angst wich einem Gedanken: Ich würde auf diese Weise jeden Tag an die Realität der Menschen in diesem Land erinnert werden. Eine ähnliche Erinnerungshilfe käme auch allen beteiligten Volksvertretern gut an.

»Ein sehr schmerzhafter Prozess.«

Warum der SPÖ die Beseitigung ihrer „braunen Flecken“ so weh tut – und warum sich die ÖVP bis heute weigert, die ihren aufzuarbeiten.

VON PETRA STUIBER

Mit Leopold Gratz war die Angelegenheit nicht erledigt. Dem Austritt des ehemaligen Bürgermeisters von Wien und Außenministers aus dem Bund Sozialdemokratischer Akademiker schlossen sich weitere Altmitglieder an. Laut BSA-Chef Caspar Einem „etwa eine Handvoll – darunter auch solche, um die uns nicht leid sein muss“. Zum Beispiel ein Arzt aus Niederösterreich, der in seinem Austrittsschreiben stolz begründete, er habe „in jungen Jahren in zwei SS-Einheiten gegen den Bolschewismus gekämpft“ und daran sei „nichts, dessen er sich schämen müsse“. Einem: „Das war ein Effekt, den wir in Kauf genommen haben – wir klopfen auf den Busch und es fällt ein SSler heraus.“ Mitte Jänner war jene Studie fertig, die schon vor ihrem Erscheinen für maximale Aufregung gesorgt hatte: „Der Wille zum aufrechten Gang“, ein Forschungsbericht von Wolfgang Neugebauer und Peter Schwarz vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) über die gesellschaftliche Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten – erstellt im Auftrag des BSA.

Die Studie beschreibt detailliert die verschiedenen Interventionen von So-

zialdemokraten zugunsten ehemaliger Nazis. Sie verhalfen ihnen zu beruflichen und politischen Karrieren oder bewahrten sie schlicht vor beruflichem Ausschluss. Auch die Parteispitze, von Adolf Schärf und Bruno Pittermann, später Bruno Kreisky bis zu Christian Broda, machte mit. Es gab mehrere Gründe für diesen Eifer, die Täter von einst zu rehabilitieren: Einerseits fürchteten die neuen „starken Männer“ in der Partei innerparteiliche Konkurrenz durch emigrierte Rückkehrer, andererseits fürchteten sie obendrein politische Nachteile, wenn sie in der Öffentlichkeit als „Judenpartei“ gelten würden, wie Neugebauer gegenüber NU formulierte. Die Furcht war berechtigt: Vor dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei 1934 wählte die Mehrheit der österreichischen Juden rot – die intellektuelle Elite der Partei bestand fast ausschließlich aus Genossen jüdischer Herkunft. Dieser intellektuelle Überbau fehlte nun an allen Ecken und Enden – und man ersetzte die Fehlenden flugs durch Neue, die einst der Nazi-Ideologie anhängen. Das dabei dominierende Motiv war wohl das politische Konkurrenzverhältnis zur ÖVP. 1949, bei der zweiten Nationalratswahl seit Kriegsende, durf-

ten auch die NS-Parteigänger wieder wählen – die Zahl der Wahlberechtigten stieg schlagartig um 25 Prozent. 700.000 Österreicherinnen und Österreicher galten nach Kriegsende als mehr oder weniger „belastet“. Das war ein „Happen“, den sich beide Parteien nicht entgehen lassen wollten. So integrierten SPÖ und ÖVP Nazis, wie Neugebauer und Schwarz bei der Präsentation der BSA-Studie betonten. Die SPÖ sei keineswegs die einzige politische Kraft mit „braunen Flecken“ gewesen. Bei Untersuchungen zu Interventionen für Nazis im Justizbereich habe man Belege dafür gefunden, dass die Interventionen durch die ÖVP für ehemalige Nazi-Juristen zahlenmäßig jene des BSA bei weitem überträfen. Schwarz nannte konkrete Interventionen für ehemalige hohe Richter des Volksgerichtshofes durch Leopold Figl und Julius Raab. Die Conclusio der beiden Historiker: Auch die ÖVP habe „Handlungsbedarf“ – was die ÖVP bis dato offenbar anders sieht.

Dass man im Nachkriegs-Österreich lieber die Täter umwarb, statt die Opfer zurück zu bitten, beweist auch eine Anekdote, die Herbert Lackner für „profil“ ausgrub. Leopold Figl, erster ÖVP-Nachkriegskanzler, war als ehe-



**BSA-Vorsitzender
Caspar Einem**

maliger Bauernbunddirektor im Ständestaat bereits am 1. April 1938 verhaftet und ins KZ Dachau deportiert worden. Dennoch stellte sich Figl später der Reintegration der Nazis entgegen und vermerkte vielmehr bitter über jene, die vor Hitler geflüchtet waren, diese hätten „ihre Zeit in Clubsesseln verbracht, anstatt für Österreich zu leiden“. Im Herbst 1948 etablierte sich in der Steiermark ein „Amnestie-Aktions-Ausschuss“ in der Landesleitung der ÖVP. „Der Ausschuss machte sich zum Interessenvertreter der ehemaligen Nationalsozialisten“, wie Doron Rabinovici im Buch „Ess firt kejn weg zurik – Geschichte und Lieder des Ghettos von Wilna 1941–1943“ schrieb. Landeshauptmann Josef Krainer war oft und gern gesehener Redner auf den Veranstaltungen des „Ausschusses“, geleitet wurde die Vereinigung vom damaligen Dritten Nationalratspräsidenten Alfons Gorbach. Er erklärte: „Ich stehe und falle mit der Lösung des NS-Problems.“ Freilich war mit dem „NS-Problem“ nicht die Reinigung der jungen Demokratie von ihren Nazi-Altlasten, sondern die nachträgliche Reinwaschung der Nazis durch die neue Republik gemeint.

Vor diesem Klima waren Freisprüche für Nazi-Verbrecher wie Murer nicht die Ausnahme. „Das Mitleid mit den Opfern der Nazis war gering“, sagte der Historiker Wolfgang Neugebauer zu NU, „man hatte vor allem mit sich selbst Mitleid, weil man ja auch Opfer des Bombenkriegs gewesen war“. Eine der Wurzeln des Übels war, laut Neugebauer, das „Nicht-Funktionieren der Entnazifizierung der Justiz“. In diesem Bereich habe die ÖVP noch viel stärker als „Reintegrationskraft“ gewirkt als die SPÖ, und auch in den Bundesländern habe sie gerne mal zugunsten von Parteifreunden beide Augen zuge-drückt, vor allem bei „Minderbelasteten“ und Mitläufern: etwa beim späteren Tiroler Landeshauptmann Eduard Wallnöfer, beim Wiener Stadtrat Wilhelm Neusser oder bei Hans Steiner, dem ehemaligen Propagandaleiter der Volksabstimmung von 1920 in Kärnten. Die Verweigerungshaltung der heutigen ÖVP begründet Neugebauer so: „Die ÖVP will das Problem durchtauchen. Das ist schließlich ein sehr schmerzhafter Prozess.“

Caspar Einem kann das nur bestätigen: „Es kam auch sehr ernst zu nehmende Kritik in der Art, wir stellten

» Das war ein Effekt, den wir in Kauf genommen haben – wir klopfen auf den Busch und es fällt ein SSler heraus.«

Leute an den Pranger, die unbestreitbar viel für den Wiederaufbau getan hätten.“ Das sei wohl richtig, meint Einem, „der Punkt ist nur, dass diese Leute leider nicht die Wahrheit gesagt haben“. Er bringt das Beispiel des ehemaligen Vizebürgermeisters von Innsbruck, der bis vor 18 Jahren BSA-Mitglied war: Mit Hilfe des SPÖ-Parteibuchs wurde er 1957 zum Direktor der Tiroler Gebietskrankenkasse ernannt, dies wiederum beschleunigte seine weitere politische Karriere – nur hatte der Mann geflissentlich verschwiegen, dass er bei der Gestapo und wohl auch bei der SS gewesen war. Einem: „Es geht um die Wahrheit – nicht darum, als Nachgeborene von den Zeitzeugen Heldenmut zu verlangen.“ Für Einem ist der „Prozess, der viel zu spät begann“ noch nicht abgeschlossen. Auch rote Ikonen wie Karl Renner, Christian Broda oder Bruno Kreisky seien partiell „problematisch“ gewesen: Kreisky etwa habe „als Zyniker mit dem Antisemitismus in diesem Land gespielt“: „Seine Auseinandersetzung mit Simon Wiesenthal war nicht eine seiner feinsten. Und er hat dabei auch das von den Nazis geprägte Stereotyp des ‚polnischen Juden‘ bewusst gepflegt.“

Am 19. Juni 1963 hatte es der Angeklagte überstanden: Die acht Geschworenen hatten ihn in 15 Hauptfragen einstimmig freigesprochen, in zwei anderen Fällen stand es vier zu vier – und im Zweifel entschieden sie für den Angeklagten. Damit war Franz Murer in erster Instanz vom Grazer Landesgericht freigesprochen worden. Der Staatsanwalt tat, was er konnte: Er setzte auf die Fortsetzung des Prozesses in der zweiten Instanz und erhob Einspruch gegen Murers Enthaftung wegen „Fluchtgefahr“. Der Gerichtshof lehnte nach kurzer Beratung ab – und das Publikum klatschte begeistert.

Als Franz Murer das Landesgericht verließ, tat er es durch ein Spalier jubelnder Menschen, die ihm Blumenstrauß um Blumenstrauß reichten. Draußen stand ein Mercedes. Am Steuer saß Richard Hochreiner, ein Freund Murers, der erst kurz zuvor von der Anstiftung zum neunfachen Judenmord freigesprochen worden war. Er ließ es sich nicht nehmen, Murer sicher nach Hause, auf seinen idyllischen Gaishorner Bergbauernhof, zu chauffieren. Dort verbrachte Murer in Ruhe und Frieden den Rest seines Lebens als Bauer – und als Obmann der Bezirksbauernkammer Liezen und ÖVP-Bezirksparteiohmann.

Das war der Schlusspunkt in einem Prozess, den die Grazer Historiker Heimo Halbrainer und Thomas Karny in ihrem Buch „Gelegnete Verantwortung. Der ‚Henker von Theresienstadt‘ vor Gericht“ rundweg als „fortwährenden Skandal“ bezeichneten – und nicht nur sie. 34 Zeugen hatten gegen den Steirer Franz Murer als jenen Mann ausgesagt, der im Ghetto von Wilna als NS-Scherge sein Unwesen getrieben, Menschen gequält und getötet hatte. Zeugen sagten aus, er habe an Erschießungsaktionen gegen Juden ohne so genannten „Arbeitsschein“ teilgenommen, andere berichteten, er sei einfach „aus Spaß“ mit dem Auto in eine Gruppe von Frauen und Kindern gefahren. Trotz sehr präziser Angaben wurden die Zeugen vom Verteidiger durch die Mängel gedreht. Systematisch machte der Verteidiger die Zeugen unglaubwürdig, erzeugte ein Klima der Sympathie für Murer im Gerichtssaal – und das war nur allzu leicht. Die Zeitungen hatten schon vor dem Prozess Stimmung gemacht: „Dass jüdische Zeugen aus den USA und anderen Staaten eingeflogen werden müssen, kostet den

Der Murer-Prozess

Wie der „Henker von Theresienstadt“ und spätere ÖVP-Bezirksobmann Franz Murer zwar des mehrfachen Judenmordes angeklagt, schließlich aber freigesprochen wurde. Eine unendliche Geschichte an Unglaublichkeiten.

VON PETRA STUIBER

österreichischen Staat 75.000 Schilling“, ätzte etwa der „Wiener Montag“.

„Zufällig“ wurden etliche Zeugen zu spät geladen oder erhielten das Geld für den Flug gar nicht – und jenen, die doch erschienen, wurde von den österreichischen Behörden nicht eben mit Respekt begegnet. Frauen, die bei Murers

»Als Franz Murer das Landesgericht verließ, tat er es durch ein Spalier ...

Anblick zusammenbrachen oder schrien, wurden vom Richter streng ermahnt – ihre Aussagen von den Geschworenen später als „unvollständig“ oder „unglaubwürdig“ eingestuft. Murers Söhne, die mit dem Gesicht zu den Geschworenen saßen, verspotteten Zeugen, mehrmals gab es spontane Beifallsbekundungen für den Angeklagten. Als ihm Zeugen auf den Kopf zusagten, sie hätten ihm bei der Ermordung von Menschen zugehört, antwortete er kalt: „Das bin ich nicht gewesen.“ Als das Gericht zur Urteilsfindung zusammentrat und der Richter die Rechtsbelehrung verlesen hatte, erklärte sich ein Geschworener für

befangen: Er hatte sich als Angehöriger des NS-„Volkssturms“ geweigert, an Judenerschießungen teilzunehmen. Das Gericht akzeptierte die Befangenheit, was – laut dem Historiker Halbrainer „ein bezeichnendes Licht auf den Umgang der Justiz mit NS-Tätern wirft: Menschen, die sich während des NS-Regimes weigerten, Verbrechen zu begehen, wurden vom Amt der Laienrichter ausgeschlossen.“ Die Ersatzgeschworenen sprachen Murer frei – wohl auch beeindruckt von den prominenten Fürsprechern, die der ÖVP-Mann hatte – nicht nur, aber vor allem in seiner Partei: Vom Bauernbund- über den Dritten Nationalratspräsidenten bis hin zum damaligen Bundeskanzler Gorbach setzte sich die konservative Parteielite für den Angeklagten ein. Und der sozialdemokratische Justizminister Christian Broda sah milde zu.

Dabei waren die Verbrechen Murers nicht wegzuleugnen: Der Name Murer tauchte in Ghetto-Liedern auf, ein Zeuge sagte im Prozess aus, sein Erscheinen habe stets bedeutet, „dass gleich etwas Schlimmes passiert“. Franz Murer war als landwirtschaftlicher Verwalter im Ghetto eingesetzt und amtierte als Leiter des Mitarbeiterstabes von Gebietskommissar Hans Christian Hingst. Er

„Das Blut meiner Schwester rann über meine Füße“
 Erschütternde Zeugenaussagen im Murer-Prozeß — Der Angeklagte beugnet systemisch alle Verbrechen

Am 12. Juni 1948, im Ghetto von Wilna, wurde Murer von einem jüdischen Zeugen beschuldigt, die Leiche seiner Schwester zu haben. Der Angeklagte beugnete systemisch alle Verbrechen.

Murer-Prozeß: Mord war nichts Besonderes
 Eine erschütternde Zeugenaussage löst die andere ab

Das, was ich nicht tun konnte, war es zu tun, was ich nicht tun konnte. Murer war für mich ein Mensch, der mich nicht tun konnte. Murer war für mich ein Mensch, der mich nicht tun konnte.

Der Schrecken des Gettos von Wilna
 Grauenhafte Angaben der Zeugen im Prozeß gegen Murer

Am 12. Juni 1948, im Ghetto von Wilna, wurde Murer von einem jüdischen Zeugen beschuldigt, die Leiche seiner Schwester zu haben. Der Angeklagte beugnete systemisch alle Verbrechen.

Der Prozess im Spiegel der Presse

war für die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und sonstigen Gebrauchsgütern und somit auch für die Ernährung der Juden im Ghetto Wilna zuständig. Nach Kriegsende verschwand er zunächst und lebte völlig unbehelligt in seiner Heimat, wo ihn die Mitbürger als „angesehenen Bürger mit gutem Charakter“ schätzten, wie sein ehemaliger Lehrer beim Prozess aussagte. Vertriebene, die sich im Lager Admont aufhielten, erkannten den reichen Geflügelbauer Murer als ihren Folterer wieder. Simon Wiesenthal nahm sich der Sache persönlich an, und Murer wurde nach einigem Hin und Her 1948 verhaftet – gerade rechtzeitig, er hatte sich eben mit (von Wilnaer Juden geraubtem) Geld und Juwelen aus dem Staub machen wollen. Murer befand sich zunächst in den Händen der britischen, später der sowjetischen Behörden, die ihm schließlich den Prozess machten und Murer für sieben Jahre einsperrten. Dieses Verfahren unterbrach das – zögerlich angelegene – österreichische Verfahren, das später eingestellt wurde. Erst das Auftauchen und die Aussagen neuer Zeugen führte zur Wiederaufnahme 1963. Und diese Aussagen hatten es wahrlich in sich. Ein ehemaliger Ghetto-In-sasse sagte, Murer habe seinen Sohn vor

seinen Augen erschossen, ein anderer sagte aus, er habe ein Haus sprengen lassen, in dem sich Menschen befunden hätten. Ein Mann sagte aus, Murer habe seinen Sohn mit einer Peitsche buchstäblich irrsinnig gepeitscht. Nach der Folter durch seinen Peiniger erkrankte der Bub an Schizophrenie. Ein anderer

... jubelnder Menschen, die ihm Blumenstrauß um Blumenstrauß reichten.

Zeuge wiederum beschuldigte Murer, die Massenerschießungen an Wilnaer Juden 1941 angeordnet zu haben: 3.000 Menschen, die keinen der begehrten „Arbeits Scheine“ besaßen, wurden von den Nazis liquidiert. Murer, so meinte ein weiterer Zeuge, sei in Wilna „der König über Leben und Tod“ gewesen.

Historiker Halbrainer in seinem Buch: „Wer es sich leisten konnte, kaufte sich los. Es war bekannt, dass Murer Gold, Schmuck und Wertgegenstände kistenweise nach Gaishorn (seinen Heimatort in der Steiermark, Anm.) schicken ließ.“ Einer der beklemmendsten Momente im Prozess 1963 war die Aussage von Tova

Rajzman: „Es war im September 1942. Wir befanden uns auf dem Weg zur Arbeit in der Nähe des russischen Friedhofs am Stadtrand von Wilna. Da kam plötzlich Murer angefahren, sprang aus dem Auto und schrie eine Jüdin an, was sie mit einer Polin zu reden gehabt hatte. Die Frau zeigte Murer ein Stück Brot, das die Polin ihr geschenkt hatte, und bettelte: ‚Lassen Sie mir das Brot für meine Kinder.‘ Murer brüllte: ‚Ich werde dir schon Brot geben!‘, zog eine Pistole und schoss die Frau nieder. Murer war so wütend, dass er auch auf andere Schüsse abgab. Meine Schwester fiel mir tot zu Füßen. Ihr Blut rann mir über die Füße.“ Die Zeugin schloss aus, dass es jemand anderer als Murer gewesen sein konnte, der ihre Schwester ermordet hatte: „Ich kenne ihn. Er hat mich bei meiner Ankunft im Ghetto von Wilna geschlagen.“ Dennoch wurde Rajzman von den Geschworenen als „ungläubwürdig“ eingestuft – durch einen Fehler in der Übersetzung vom Hebräischen ins Deutsche war eine frühere Aussage über den Vorfall mit 1943 datiert gewesen. So reihte sich im Prozess Unglaublichkeit an Unglaublichkeit, und Murer verließ den Gerichtssaal als strahlender Sieger. Nicht nur bei den gedemütigten Zeugen hinterließ das einen bitteren Nachgeschmack.

Zwischen allen Stühlen

Eva Menasse, Redakteurin bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und Autorin bei NU, hat mit „Vienna“ ein beeindruckendes Romandebüt hingelegt. Werner Hanak hat mit ihr ein Interview über jüdische und andere Identitäten geführt.

NU: Ist „Vienna“ ein jüdisches Buch?

Eva Menasse: „Vienna“ ist ein jüdisches Buch, weil es typisch jüdische Schicksale des zwanzigsten Jahrhunderts beschreibt – Verfolgung, Ermordung, Flucht, Rückkehr. Darüber hinaus beschäftigt sich der Roman mit den Problemen von Menschen, die nicht genau wissen, ob sie Juden sind oder Juden sein dürfen. Nach der Erfahrung der Shoah haben sich die Bedingungen verändert, ja verschärft. Seit der Gründung Israels sind die Abstammungsvorschriften der Halacha wieder ganz wichtig geworden – das waren sie im Europa der 1920er Jahre eindeutig nicht mehr. Und das bringt Probleme – für Menschen beispielsweise, die Angehörige verloren haben oder selbst verfolgt worden sind, nach 1945 aber plötzlich keine Juden mehr sein „durften“, weil sie keine jüdischen Mütter hatten. Oder auch für jene vielen, die nicht jüdisch erzogen worden sind, nicht einmal im oberflächlichsten Sinn.

So ist also die Kultusgemeinde die Vertretung der Opfer, aber nicht alle Opfer können Mitglieder der Kultusgemeinde sein? Ich kann die Position der orthodoxen Juden beziehungsweise Israels genauso

gut verstehen. Jeder, der unbedingt Jude sein will, kann ja unter den entsprechenden Bedingungen zum Rabbi gehen, lernen, konvertieren. Aber warum, so fragen sich wohl die Vertreter dieser strengen Auslegung, sollen plötzlich Menschen mit jüdischen Vätern automatisch Juden sein dürfen, wenn das 5.000 Jahre lang nicht so war?

Schafft das nicht Identitätsbrüche, wenn man von der einen Gruppe verfolgt und verstoßen wurde, aber bei der anderen Gruppe nicht ankommen kann?

Natürlich, das ist ja das Fatale. In meinem Roman gibt es eine Nebenfigur, den so genannten mürrischen Leopoldstädter, der die meisten seiner Angehörigen im Holocaust verloren hat, nach 1945 aber erkennen musste, dass er halachisch kein Jude ist. Solche Schicksale gab es ja wirklich, und man kann sich das menschliche Drama vorstellen. Im Roman besucht dieser Mann übrigens die Selbsthilfegruppe „Mischlinge 2000“.

Wie sind Sie auf diesen großartig schrägen Namen „Mischlinge 2000“ gekommen? Und haben Sie mit dieser „Institution“ einer stimmlosen Gruppe eine Stimme gegeben?

Ist mir einfach eingefallen, als ich mich wieder einmal über diesen Definitionszwang ärgerte. Ich habe da ganz stark etliche NU-Diskussionen vor Augen gehabt und Gespräche, die ich etwa mit Alexia geführt habe. Wenn ich dieser Gruppe damit eine Stimme gegeben habe, freut mich das.

Sie leben seit einiger Zeit in Berlin. Wie sehen Sie aus dieser Distanz die Wiener jüdische Gemeinde? Gibt es etwas typisch Wienerisches an ihr?

Ich fürchte, die Wiener Kultusgemeinde leidet nach wie vor unter den Folgen des Holocaust. Wo es nur mehr ganz wenige Juden gibt, ist die Vielfalt eben nicht da, die es woanders gibt. Ich habe zum Beispiel einen guten Freund in London, amerikanischer Jude, sehr traditionell erzogen. Er hat eine Griechin geheiratet, natürlich griechisch-orthodox. Sie ist sehr liberal und offen, weiß, wie wichtig ihm sein Judentum ist und wie wichtig es ihm ist, dass die gemeinsamen Kinder Juden sind. Sie hat, trotz einiger Bedenken, zugestimmt, dass beide Söhne beschnitten und jüdisch erzogen werden. Nur selber übertreten, das wollte sie nicht. Was macht also mein Freund mit sei-



FOTO: © STEFAN OLAH

»Ich habe diese Unklarheit lange als verwirrend und belastend empfunden, sehe sie aber heute eigentlich als etwas Befreiendes.«

nen Kindern, den kleinen Juden, die brav in der Schule Hebräisch lernen? Er geht mit ihnen in eine liberale Gemeinde. Und Punkt. Er selbst geht übrigens am liebsten in die „Gay Lesbian Schul“, weil er mit dem dortigen Rabbi politisch am meisten übereinstimmt. „Gay Lesbian Schul“? Als ich das gehört habe, musste ich lachen. Die strengen Wiener Juden würden doch in Ohnmacht fallen!

Ihr Vater musste als Kind aus Österreich flüchten, ist also der Opfergeneration zuzurechnen. Das macht Sie zu einer Vertreterin der „zweiten Generation“. Vom Alter her sind Sie aber eher bei der „dritten Generation“ anzusiedeln. Wo ordnen Sie sich da ein und was bedeutet das für Ihre eigene jüdische Identität?

Ich fühle mich am ehesten der dritten Generation zugehörig, einfach, weil ich biographisch schon so weit weg bin, auch von den unglaublich belastenden Auseinandersetzungen zwischen der Tätergeneration und deren Kindern, den Achtundsechzigern. Und was meine eigene Identität betrifft, ist sie eben das Produkt meiner unklaren Abstammung. Ich gehöre nirgends richtig dazu, zu den Juden „nur“ über die Verfolgungs- und

Emigrationsgeschichte meines Vaters, zu den Christen aufgrund minimaler katholischer Erziehungsversuche in der frühen Kindheit. Ich habe aber bereits in der Mittelschule den Religionsunterricht verweigert, bin nicht gefirmt worden und so schnell wie möglich ausgetreten. Ich habe diese Unklarheit lange als verwirrend und belastend empfunden, sehe sie aber heute eigentlich als etwas Befreiendes.

Beim Lesen des Buches hatte ich das Gefühl, die Ich-Erzählerin von allen Hauptpersonen der inneren Familie am wenigsten kennen gelernt zu haben. Was hat Sie dazu bewogen, den Roman mithilfe einer Ich-Erzählerin, die so im Hintergrund bleibt, zu erzählen?

Diese Frage stellen alle. Ich verstehe dagegen nicht, wieso alle offenbar meinen, dass eine Ich-Erzählerin „gefüllt“ sein muss. Wieso muss die auch jemand sein? Wieso kann die nicht einfach als Chronistin agieren, als die, die alles sammelt und aufschreibt und aufbewahrt und versucht, das Wahre vom Erfundenen zu trennen? Diese Ich-Erzählerin in „Vienna“ ist wie eine Kamera, die ihre Familie abfilmt, immer versteckt hinter dem „Objektiv“. Das er-

scheint mir erstens für die Struktur dieses Romans die absolut perfekte Form. Darüber hinaus ist es eine ironische Anmerkung: Mich ärgert schon seit langem, dass gerade junge Autoren so gedankenlos zur Ich-Erzählweise greifen und das in den meisten Fällen gar nicht beherrschen. Aus dem „Ich“ heraus zu erzählen ist meiner Ansicht nach nicht leicht, sondern das Schwierigste überhaupt. Man muss dieses Ich ja erst ganz präzise konstruieren, präziser als alle anderen Figuren, denn das „ich“ fällt ja nicht mit dem Autor zusammen. Wo es das tut, wird der Text banal, bloße Bekennnisliteratur.

Am Ende des vorletzten Kapitels, das ich sehr gerne hatte, heißt es: „Und so ging alles zu Ende. ... Ein Familienstreit, nichts weiter, und die dieser ersten Nachkriegsgeneration offenbar immanente Unfähigkeit, Konflikte zu überwinden.“ Sehen Sie das als ein exklusives Problem der ersten Nachkriegsgeneration an? Wird es in der nächsten anders?

Ich glaube, dass die Dramen des Weltkriegs und der Shoah auch etwas stark Identität Stiftendes hatten. Viele Kinder von Opfern haben gerade dadurch sehr genau gewusst, auf welcher Seite sie ste-



»Wie diese neuen Inhalte aussehen, darauf gebe ich, gibt der Roman keine Antwort. Aber dass es sie geben muss und wird, das empfinde ich ganz stark.«

Juden. Die Geschichte mit der Mikwe, die im NU einmal gestanden ist, steckt in dem Buch. Ich verdanke Erwin und Nicki einen Sabbatabend, der auf verdrehte Weise ins Buch Eingang gefunden hat. Etcetera. Ich bin dafür sehr dankbar.

Letzte Frage: Traut sich Ihre Familie in Ihrer Anwesenheit noch etwas zu erzählen, oder fürchten sich alle vor einer Fortsetzung?

(Lacht): Ich hoffe nicht! Typischerweise greift meine Familie längst Romandetails selber auf, um sie weiter zu verarbeiten. Manche Personen werden in letzter Zeit nur mehr bei ihrem Roman-Namen genannt, und so geht meine Familie damit um, wie ich es von ihr gewöhnt bin: kreativ und weiter fabulierend.

INFO

Die 1970 in Wien geborene Eva Menasse hat mit „Vienna“ die Geschichte einer Wiener Familie mit jüdischen Wurzeln geschrieben. Die komplizierte Situation dieser Familie ergibt sich aber nicht zuletzt daraus, dass diese Familie auch nichtjüdische Wurzeln hat. Der Großvater, ein Vertreter für Wein und Spirituosen, heiratete eine sudetendeutsche Katholikin. Dass sie bei ihm bleibt, wird ihm nach dem Anschluss das Leben retten. Die drei Kinder des Ehepaares emigrieren, ein Sohn wird in England Fußballer, auch er wird eine nichtjüdische Österreicherin heiraten. Die Schwester des Großvaters hatte wiederum einen Christen geheiratet. Sie wendet sich 1938 von der Familie ab und verweigert ihr sogar die Unterstützung. Eva Menasse erzählt diese Familiengeschichte, indem sie ihre Familie neu erfindet. Und wenn sie in einem der Schlusskapitel in einem Familienstreit der jüngeren Generation anlangt, die sich über die Familienmythen und Erzählmuster in die Haare gerät, wird klar, dass Menasse einen Bruch in der Zeit nach dem Holocaust beschreibt: „Solange mein Vater, meine Mutter, mein Onkel, die Tante Ka und die kleine Engländerin lebten, die die Widersprüche und Ungereimtheiten unserer Familie verkörperten, als Beweis für alles, was möglich ist, so lange konnten wir Kinder die besten Freunde sein und Mitglieder einer Familie. Doch als diese Generation tot war, kämpften wir traurige Diadochen um eine Deutungshoheit, die vor uns keiner gebraucht hatte. Und so muss es hier eben zu Ende gehen, mit meiner lustigen Familie und mit dem ganzen herrlichen ‚Em-Em‘.“ n

Eva Menasse: **Vienna**
Kiepenheuer & Witsch ; 432 Seiten,
gebunden € 19,90 ISBN 3-462-03465-0

»Die Familie diversifiziert sich wieder. Die einen heiraten Juden und erziehen jüdische Kinder, die anderen sehen ihre Identität eher von der Politik her bestimmt.«

hen, zum Beispiel eben auf der Israels. Auch viele Kinder von Tätern haben daraus etwas „gelernt“, die ganze deutsche Politik kann man ja, etwas boshaft, unter ein Schlagwort bringen: „Nie wieder Auschwitz!“ Das wurde für die Rechtfertigung der Bomben auf Serbien genauso verwendet, wie es heute den hysterischen und meiner Meinung nach völlig kontraproduktiven Umgang mit der NPD leitet. Aber diese Vergangenheit verliert langsam ihre Kraft. In zehn Jahren werden fast alle Zeitzeugen gestorben sein, wir befinden uns da in einem langsamen Umbruch. Und diese Familie im Roman symbolisiert das. Zwei Generationen haben sich, zugespitzt gesagt, am Erfolg des eigenen Überlebens aufgerichtet, aber irgendwann, in der Enkelgeneration, muss dann etwas anderes her. Eigene Lebensinhalte. Die Familie diversifiziert sich

wieder. Die einen heiraten Juden und erziehen jüdische Kinder, die anderen sehen ihre Identität eher von der Politik her bestimmt. Wie diese neuen Inhalte aussehen, darauf gebe ich, gibt der Roman keine Antwort. Aber dass es sie geben muss und wird, das empfinde ich ganz stark.

Sie arbeiten seit einigen Jahren immer wieder bei NU mit. Welche Rolle hat diese Arbeit und die Diskussion mit den Kollegen für „Vienna“ gespielt?

Eine große Rolle. Das Kapitel „Ende“ hätte ich ohne viele Diskussionen mit Erwin, Alexia und auch in der großen Runde bestimmt nicht schreiben können. Diese „Streits“, die die Familie da hat, sind sehr von NU-Diskussionen inspiriert. Die NU-Redaktion ist ja genau diese Mischung aus konfessionellen und politisch-weltanschaulichen

Wenn die gesunde Mischung fehlt

Immer weniger Eltern aus eingewanderten Wiener jüdischen Familien schicken ihre Kinder in eine jüdische Schule. Begründung hinter vorgehaltener Hand: das sinkende Sprachniveau. Lernt man an jüdischen Schulen schlecht Deutsch? NU hat versucht, hier Antworten zu finden.

VON ALEXIA WEISS

Leicht fällt es den Schulverantwortlichen nicht, öffentlich einzugestehen, dass hier möglicherweise eine Fehlentwicklung Platz greifen könnte. In Interviews wird das Bild der perfekten Schule gezeichnet. Man hat alles im Griff.

Edla Biderman etwa ist überzeugt, dass die Vermittlung des Deutschen in der Volksschule des Lauder Chabad Campus bestens gelingt. Biderman zeichnet an der Schule für den Hebräischunterricht verantwortlich. Vorgegangen wird nach dem System des „Brain Based Learning“, das alle Sinne und Intelligenzbereiche anspricht und es so jedem Kind ermöglicht, die Sprache auf die für es am besten geeignete Weise zu erlernen. Dazu tragen jede Menge Lernmaterialien, der Einsatz von Farbe, von Formen, von Musik etc. bei.

Beim Deutscherwerb bediene man sich am Lauder Chabad Campus teilweise ähnlicher Mittel. Biderman verweist etwa auf das vom Wiener Stadtschulrat geförderte Projekt „Bewegtes Lernen“, mit dem Kindern der ersten Klasse Volksschule das Deutschlernen leichter gemacht werden soll.

Die Volksschuldirektorin des Campus im Augarten, Rosemarie Kedja, zeichnet im Gespräch mit NU dagegen ein etwas anderes Bild. Von den derzeit etwas über 100 Schülern (inklusive dem Schulstandort Tempelgasse) hätten 98 Prozent Deutsch nicht als Muttersprache. Teils werde in den Familien Russisch, teils Jiddisch, großteils aller-



Schüler am Lauder Chabad Campus

dings keine Sprache wirklich, sondern ein Gemisch aus Hebräisch, Russisch und Deutsch gesprochen. Vor allem der letzte Fall bereite Probleme: „Wenn man keine Sprache korrekt sprechen kann, kann man auch keine neue lernen“, so der Befund Kedjas.

Doch man bemühe sich bei Chabad, die Kinder in alle Richtungen zu fördern. Wer sein Kind schon in den Kindergarten schicke, könne sicher gehen, dass hier der Deutscherwerb groß geschrieben werde. Volksschüler, die spezielle Förderung bräuchten, bekämen diese in Form von unterstützendem Unterricht. Und die deutsche Sprache sei im Unterricht stark präsent: außer in den sieben Wochenstunden für Hebräisch und Religion werde ausschließlich Deutsch gesprochen.

Ähnlich ist die Situation in der Zwi-Perez-Chajes-Schule in der Castellezgasse. 83,7 Prozent der dort eingeschulerten 143 Volksschüler sind mit einer anderen Muttersprache als Deutsch aufgewachsen. Auch hier wird aber in der Vorschulgruppe des Kindergartens bereits spezielle Sprachförderung betrieben, betont Volksschuldirektorin



FOTOS: © LAUDER CHABAD CAMPUS



Schulalltag am
Lauder Chabad Campus



FOTO: © LAUDER CHABAD CAMPUS

»Wir hatten hier eine der Realität mehr entsprechende Mischung.«

Huberta Schwarz gegenüber NU. Und es gibt ein spezielles so genanntes „dynamisches Förderkonzept“ ab dem Start in die erste Klasse.

Die Schuleingangsphase ermögliche es Kindern mit massiven Schwierigkeiten – wie in der öffentlichen Regelschule übrigens auch –, die ersten beiden Schulstufen in drei Jahren zu absolvieren. Begleitlehrer, die vom Stadtschulrat nach einem bestimmten Schlüssel genehmigt werden, kümmern sich bei individuellen Schwächen um jedes einzelne Kind. Bei Teilleistungsschwächen wie Legasthenie werde ebenfalls sofort individuell auf die Bedürfnisse des einzelnen Schülers eingegangen.

Auch Hebräisch wird in der Castellezgasse ab der ersten Klasse unterrichtet. Und ähnlich der Chabad-Schule wird auch hier sehr stark mit visuellen und akustischen Reizen gearbeitet. Ob der gleichzeitige Erwerb von Deutsch und Hebräisch – jeweils in Wort und Schrift – die Kinder, die ohnehin mit Deutsch

kämpfen, nicht überfordere? Die hebräischen Buchstaben würden innerhalb von zwei Jahren erlernt, also sehr langsam, sagt Schwarz. Im Allgemeinen mache das keine Probleme.

Schwarz räumt dann allerdings ein: Schriftsprachlich seien die Schüler der vierten Klasse Volksschule sicher schwächer als Gleichaltrige an anderen Schulen. Das gleiche sich allerdings bis zur Matura aus. „Dann sind unsere Schüler sprachlich wirklich gut.“

Der Trend, dass immer weniger Schüler aus einem deutschsprachigen Umfeld kämen, verstärkte sich in den vergangenen Jahren zusehends, so Schwarz. „Wir hatten hier eine der Realität mehr entsprechende Mischung.“

Wo aber geben Deutsch sprechende Wiener Juden ihre Kinder in die Schule? Meist in Einrichtungen, für die ein hohes Schulgeld zu zahlen ist. Die Vienna International School ist sehr beliebt, ebenso wie das Lycée Français. Biderman ortet hier die Sehnsucht nach Elitärem. Sie meint aber, dass dieser Trend

gerade in einer Umkehr begriffen sei. Erst dieses Jahr seien zwei Kinder aus der International School zum Chabad Campus gewechselt. „Wir empfinden uns jedenfalls als sehr niveauvolle Alternative zu diesen Schulen“, so Biderman.

NU hat sich auch in einer öffentlichen Wiener Schule umgesehen, um einen Eindruck davon zu bekommen, was es bedeutet, Klassen zu unterrichten, die sich hauptsächlich aus Kindern zusammensetzen, in deren Familie nicht Deutsch gesprochen wird.

Volksschule Rötzerstraße, eine erste Klasse. Die beiden Lehrerinnen Tanja Semrau und Barbara Kübler unterrichten hier gemeinsam Kinder, die neun verschiedene Muttersprachen haben. Deutsch ist nicht darunter. Zusätzlich sind fünf Schüler körperlich behindert oder entwicklungsverzögert.

Liebevoll gehen die beiden Pädagoginnen auf jedes Kind einzeln ein. In einfachsten Worten wird jede Aufgabe der ganzen Gruppe und dann bei Bedarf



FOTO: © LAUDER CHABAD CAMPUS

»Man kann eine neue Sprache nur dann gut lernen, wenn man die eigene beherrscht.«

auch nochmals jedem Kind individuell erklärt. Manche kommen besser mit, manche schlechter. Förderunterricht brauchen sie fast alle – hier wird in der Kleingruppe das Erlernte wiederholt. Leichter hätten es die Kinder, hätten sie vor der Schule bereits einen Kindergarten besucht. Doch vielen Familien ist der Kindergartenbesuch zu teuer. Oder aber man meint, keine Betreuung zu brauchen. Schließlich wird ohnehin in der Großfamilie gelebt.

Groß geschrieben wird an Wiens öffentlichen Schulen das Prinzip des muttersprachlichen Unterrichts. Ein Serbokroatischlehrer und eine Türkischlehrerin versuchen in jeweils zwei Stunden pro Woche jenen Kindern, die daheim eine der beiden Sprachen sprechen, mit der Übersetzung der auf Deutsch neu erlernten Begriffe zu helfen, dabei aber auch gleichzeitig die eigene Muttersprache zu stärken. Für Kinder, die andere Sprachen wie etwa Polnisch, Rumänisch oder Bulgarisch sprechen, gibt es das Angebot, ihre Mut-

tersprache nachmittags in speziellen Gruppen zu vertiefen.

Auch Semrau – wie schon zuvor Kedja – betont: „Man kann eine neue Sprache nur dann gut lernen, wenn man die eigene beherrscht.“ Besonders schwer hätten es Kinder, deren Eltern bereits hier aufgewachsen sind und beispielsweise weder Türkisch noch Deutsch perfekt sprächen. Hier fehle das Sprachsystem, an dem man sich anhalten könne.

Semrau und Kübler versuchen zwar, auf jedes einzelne Kind einzugehen, geben sich aber dennoch keinen Illusionen hin. Sie haben bereits gemeinsam eine Klasse von der ersten bis zur vierten Schulstufe betreut. In eine allgemein bildende höhere Schule ist keines von ihnen gewechselt. Und jetzt schon sind sich die beiden Lehrerinnen fast sicher: Auch aus dieser ersten Klasse wird wahrscheinlich kein Kind eine höhere Schule besuchen.

Manfred Pinterits, Bezirksschulinspektor für den 7. und 15. Bezirk, betont

im Gespräch mit NU, dass derzeit etwa 35 Prozent der insgesamt rund 60.000 Wiener Volksschüler nicht mit Deutsch als Muttersprache aufwachsen. Während allerdings 1990 nur neun Prozent solcher Kinder nach der Volksschule in eine AHS übergetreten seien, seien es heute knapp unter 50 Prozent. Dazu hätten auch die verschiedensten an den Schulen angebotenen Fördermaßnahmen – Begleitlehrer, Muttersprachenunterricht, das Unterrichtsprinzip des interkulturellen Lernens – beigetragen. Zum Vergleich: In Wien wechseln etwas über 60 Prozent der Volksschüler in eine höhere Schule.

Entscheidend ist laut Pinterits die Möglichkeit der Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache, in die Sprache Deutsch einzutauchen. Das geschieht am besten mit Deutsch sprechenden Klassenkollegen. Die schlechteste Variante: In einer Klasse sitzen Kinder mit ein und derselben Muttersprache. Sie werden niemals Deutsch als Verständigungssprache benutzen.

»Welcher Zauber hat Deutschland wieder Hoffnung gegeben? Hitler.«

Prinz Harry in Nazi-Uniform erinnerte die Briten an dunkle Seiten ihrer Vergangenheit.

VON AXEL REISERER, LONDON



Auf kaum ein Kapitel der Geschichte blicken die Briten so stolz zurück wie auf den Zweiten Weltkrieg. Während auf dem europäischen Kontinent die Staaten wie Dominosteine unter die Herrschaft Nazi-Deutschlands fielen, leistete das Inselvolk dem Tyrannen Adolf Hitler unbeugsam Widerstand. Kein Staatsmann hatte den Weitblick Winston Churchills, der die Verbrechensnatur des Nationalsozialismus frühzeitig erkannte und anprangerte. Geeint stand die Nation hinter ihm. Die deutschen Luftangriffe, „The Blitz“, töteten 60.000 Zivilisten und richteten schwerste Schäden an. 270.000 britische Soldaten fielen für die Befreiung des Kontinents von der Nazi-Barbarei.

All das ist wahr.

Nur ist es nicht die ganze Wahrheit. Zwar hatte Großbritannien selbst in den schlimmsten Krisen der Zwischenkriegszeit keine Nazi-Bewegung von Bedeutung. Sehr wohl aber gab es lange Zeit Sympathien für „Deutschlands Erwachen“ nach 1933, hatten die Briten ihren Flirt mit dem Faschismus (italienischer Prägung), traten sie Hitler lange Zeit keineswegs entschlossen entgegen

(Appeasement) und ist die Geschichte der Aufnahme jüdischer Flüchtlinge vor, während und selbst nach dem Zweiten Weltkrieg kein Ruhmesblatt der nationalen Geschichte.

Da Großbritannien niemals besetzt war, blieben der Nation Dramen der Kollaboration, des Verrats und der Unterwerfung erspart. Wo es aber wie auf den Kanalinseln eine Okkupation durch Nazi-Deutschland gab, kam es zu genau demselben schmachvollen Verhalten von Behörden und Bevölkerung wie in fast allen Ländern des Kontinents unter Nazi-Herrschaft.

Zu den Opfern gehörten auch Juden aus Österreich. Therese Steiner und Auguste Spitz waren in den späten 1930er Jahren auf der Flucht nach Guernsey gekommen. Nachdem die Deutschen die Insel eingenommen hatten, verhängten sie schrittweise anti-jüdische Maßnahmen nach dem Vorbild des Dritten Reichs. Die lokalen Behörden folgten gewissenhaft den deutschen Befehlen. Alle Juden mussten sich registrieren lassen. Steiner, Spitz und drei weitere kamen dem Befehl nach. Am 21. April 1942 wurden sie nach Auschwitz deportiert, wo sie ermordet wurden.

Elisabet Duquemin, eine Zeitzeugin, erinnert sich: „Sie hatten ein Papier der Deutschen bei sich, dass sie sich am nächsten Morgen melden mussten, um nach Frankreich deportiert zu werden. Sie hatten fürchterliche Angst. Ich sah die beiden nie wieder.“ Therese war 26, Auguste 41 Jahre alt.

Großbritannien nahm 1933–1939 rund 90.000 Flüchtlinge auf, von denen fast 90 Prozent Juden waren. In der gleichen Periode ließen die Briten rund 140.000 Juden in Palästina einwandern. Nach Unruhen unter der arabischen Bevölkerung wurde dieser Fluchtweg 1939 praktisch geschlossen – gerade als die Nazi-Kriegsmaschine auf Hochtouren kam. Immer wieder versuchten verzweifelte Menschen dennoch auf kaum seetauglichen Schiffen nach Palästina zu gelangen. Tausende kamen dabei ums Leben.

Am 12. Dezember 1941 verließ das letzte Schiff während des Zweiten Weltkriegs Europa. Die Struma legte mit 769 jüdischen Flüchtlingen an Bord vom rumänischen Constanza ab. Der Plan war, in türkischem Hoheitsgebiet zu ankern und auf eine Einreisebewilligung nach Palästina zu warten. Vor Istanbul erlitt das desolate Schiff einen Motorscha-

Die Haltung der britischen Behörden zu jüdischen Flüchtlingen war lange von der Fehleinschätzung bestimmt, es handle sich um eine vorübergehende Krise.

den. Die türkischen Behörden lehnten jede Hilfe ab und verboten den Passagieren das Verlassen der Struma. Die Briten verweigerten ihnen Papiere. Nach 70 Tagen schleppten die Türken am 23. Februar 1942 das seeuntaugliche Schiff ins Schwarze Meer. Einen Tag später wurde die Struma von einem Torpedo getroffen und sank. Ein einziger Passagier überlebte.

Die Haltung der britischen Behörden zu jüdischen Flüchtlingen war lange von der Fehleinschätzung bestimmt, es handle sich um eine vorübergehende Krise. Wie Louise London in ihrer Studie „Whitehall and the Jews“ zeigt, wurde die Frage von den Behörden stets als „Problem, nicht als humanitäres Anliegen“ betrachtet. Das Fehlen internationaler Rechtsnormen lieferte Flüchtlinge schutzlos staatlicher Willkür aus. Sowohl die Behörden als auch die führenden Repräsentanten des britischen Judentums fürchteten antisemitische Reaktionen auf verstärkte jüdische Immigration: „Die Menge, die aufgenommen werden kann, ist sehr gering“, warnte Chaim Weizmann 1936.

Erst als sich die Nachrichten über den Holocaust verbreiteten, änderte sich die Einstellung. In einer Umfrage von 1943

sprachen sich 78 Prozent der Befragten für die Aufnahme von mehr jüdischen Flüchtlingen aus. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt ein Entkommen aus der Nazi-Hölle bereits praktisch unmöglich geworden. Dass die Briten ebenso wie die USA nichts taten, um die Vernichtungsmaschinerie von Auschwitz zu stoppen, obwohl sie seit spätestens 1943 gesicherte Hinweise hatten, sorgt heute noch für heftige Debatten.

Dass auch Großbritannien lange nicht die wahre Natur Nazi-Deutschlands erkannte, hatte mehrere Gründe. Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem 750.000 britische Soldaten fielen, erfolgte ein politischer und mentaler Rückzug aus Europa. Priorität hatte die Zukunft des Kolonialreichs, das zwar damals seine größte Ausdehnung erreichte, dessen Zusammenhalt aber immer schwächer wurde (Irland, Indien). Die Außenpolitik orientierte sich allein an Bedrohungen der nationalen Interessen und der Sicherheit.

Zudem gab es unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gewisse Sympathien für die Deutschen, die man wegen der Unnachgiebigkeit Frankreichs unmäßig hart bestraft sah. Besonders unter der Linken war diese

Stimmung verbreitet. Niemand anderer als John Maynard Keynes warnte damals, dass die Konditionen der Versailler Friedensverträge zum Ruin Deutschlands und damit möglicherweise zu einem neuen Krieg in Europa führen würden.

Zudem hatten wichtige Kreise Großbritanniens in den ersten Jahren der Herrschaft Hitlers Verständnis für die Politik des „Heim-ins-Reich-Holens“. Das Ende des Ersten Weltkriegs hatte den Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie und des zaristischen Russlands gebracht. Bei der Bildung der Nationalstaaten wurden Millionen Menschen transferiert, verschoben und vertrieben. Vielen britischen Politikern erschien es da nur verständlich, dass Deutschland ab 1933 eine ähnliche Politik zu betreiben schien.

Ein starkes Deutschland schien wiederum vielen Politikern der Rechten als Bollwerk gegen die Sowjetunion. Die Machtergreifung der Kommunisten und der Bürgerkrieg in Russland hatten die herrschende Klasse Großbritanniens mit tiefer Angst erfüllt. Antisemitische Journale wie *The Patriot* konnten nicht genug vor der „jüdisch-bolschewistischen“ Gefahr warnen. *The Patriot* –

Erst als sich die Nachrichten über den Holocaust verbreiteten, änderte sich die Einstellung.

»Wir hätten eine friedliche Einigung mit Hitler finden können.«

und viele andere Publikationen der Rechten – mochte freilich auch die Deutschen nicht.

Ausgesprochen pro-deutsch war hingegen Lord Londonderry, der von 1931 bis 1935 sogar Luftfahrtminister in einer konservativen Regierung war. Wie Ian Kershaw in seiner Studie „Making Friends With Hitler“ nachwies, war sein antisemitisches, pronationalsozialistisches und antirussisches Gedankengut unter der britischen Aristokratie wesentlich verbreiteter, als man bis heute einzugestehen bereit ist.

Es ist genau diese dunkle Seite der Geschichte, an die Prinz Harry mit seinen Fotos in Nazi-Uniform im Jänner die Briten erinnerte. Was ihnen ganz und gar nicht gefiel. Mehrheitlich wurde Harrys skandalöser Auftritt freilich als Fauxpas eines „dummen Buben“ abgetan. Das Königshaus, das nicht nur deutsche Vorfahren, sondern in der Rolle des 1936 abgetretenen Königs Edward VIII. auch einen offenen Nazi-Bewunderer in seiner Ahnenreihe hat, schwieg peinlich betreten.

Obwohl Londonderry wegen der Radikalität seiner Ansichten stets ein politischer Außenseiter blieb, war sein Einfluss auf die verhängnisvolle Appease-

ment-Politik gegenüber Hitler erheblich. Nach seiner Entlassung aus der Regierung besuchte er mehrfach Deutschland und traf Hitler, Göring, Hess und andere Nazi-Größen. Auf seinem Landgut unterhielt er Deutschlands Botschafter und späteren Außenminister Ribbentrop. Selbst nach Kriegsbeginn hielt er an seinen Sympathien für Nazi-Deutschland fest. Bis zu seinem Tod 1949 behauptete er, „wir hätten eine friedliche Einigung mit Hitler finden können“.

Die Verfolgung der Juden störte ihn und seinesgleichen nicht, die Berichte über das Novemberpogrom 1938 hielt man in diesen Kreisen für „weit übertrieben“. Viele britische Aristokraten sahen die Nazis zwar als „vulgär“ an, wie Kershaw schreibt, fühlten sich aber von „ihrer Verachtung der Demokratie und ihrem Hass gegen Juden und Russland angezogen“.

Weil Politik in Großbritannien damals vor allem Sache einer kleinen Elite war (und die Labour Party als einzige Massenpartei in den Sachzwängen einer großen Koalition gefangen war), sprang das Gedankengut eines Londonderry und zahlreicher ähnlich denkender Personen nie auf die Massen über. Der ein-

zige wirklich bedeutende Versuch dazu wurde in den 1930er Jahren von Oswald Mosley unternommen, dessen British Union of Fascists am Höhepunkt ihrer Bedeutung 50.000 Mitglieder hatte. Fasziniert von Mussolinis Vorbild, strebte Mosley die Machtergreifung über Mobilisierung der Massen an.

Dabei genoss er auch aus dem Establishment signifikante Unterstützung. Die damals größte und bis heute führende Tageszeitung Daily Mail stellte sich machtvoll hinter Mosley. Ihr Eigentümer Lord Rothermere schrieb am 28. Dezember 1934: „Welcher Zauber hat den Herzen Deutschlands die Hoffnung wieder geschenkt und den Augen der Deutschen das Leuchten des Mutes und des Selbstbewusstseins? Und wer hat dieses mächtige Volk magnetisiert, sodass man sich heute in seiner Mitte wie in einem mächtigen Kraftzentrum fühlt? Hitler. Das ist die ganze Antwort.“

Airport Praterstern

Die Republik Österreich baut derzeit am Praterstern einen Flughafen, an dem sie dann jene durch das NS-Regime Vertriebenen empfangen kann, die sie im Rahmen der Feierlichkeiten zum Gedenkjahr 1945 – 2005 nach Wien einlädt. Das erscheint Ihnen merkwürdig? Sie haben Recht. Hinter „airport.praterstern“ verbirgt sich ein Kunstprojekt, das aufrütteln will.

VON ALEXIA WEISS

Dienstag, 18. Jänner 2005, 11 Uhr: In die Großbaustelle Praterstern wurden von den drei Kunst- bzw. Architekturstudenten Eduard Freudmann, Can Gülcü und Michael Fleischner vor dem Bahnhofseingang Schautafeln integriert, die die Passanten glauben machen sollen, hier entstehe ein neuer Flughafen. Es ist bitterkalt, die meisten Menschen peilen zügig die etwas Wärme versprechende Bahnhofshalle an. Immer wieder bleiben aber Einzelne stehen, fangen an zu lesen. Nicken schließlich zustimmend oder schütteln den Kopf, weil sie nicht glauben können, was da geschrieben steht.

Freudmann, Gülcü und Fleischner bedienen sich auf ihren Tafeln einiger Darstellungselemente des offiziellen Österreich. Rot-weiß-rote Bänder ziehen sich über die Kanten, das Staatswappen ist auf jeder Tafel präsent. Von einer Initiative der Republik Österreich ist die Rede, es wird Verwirrung gestiftet. Wie übrigens auch auf der mit derselben Taktik operierenden Homepage www.airport-praterstern.at.

Nicht alle mit dem Projekt Konfrontierten können das Rätsel lösen, wie auch das Forum auf der Homepage der drei jungen Künstler zeigt. Hier

wird vor allem Kritik an einem Flughafenbau laut. Jene, die den Braten gerochen haben, kritisieren in Postings in der Mehrzahl das Projekt.

Im persönlichen Zusammentreffen mit den Passanten vor dem Nordbahnhof machen Freudmann, Gülcü und Fleischner ganz andere Erfahrungen. Kaum jemand ist ungehalten. Auf die engagierten Schauspielerinnen, die Infoblätter verteilen und dabei durch ihr Outfit und ihr Auftreten Seriosität vermitteln sollen, verzichtet das Trio bald und stellt sich selbst den Fragen der Schautafel-Leser. Es entwickeln sich verständnisvolle, interessante Gespräche, resümiert Freudmann nach Ende der dreitägigen Aktion auf dem Praterstern. Niemand ist ungehalten. Auch keine Behörde schreitet ein.

Den drei Studenten geht es hier um Bewusstseinsschaffung. Im Gedenkjahr sollte ihrer Ansicht nach nicht nur der Gräueltaten gedacht, sondern die Republik auch für ihren nach 1945 nicht immer korrekten Umgang mit den Opfern kritisiert werden. Eine systematische Einladung aller im Ausland lebenden Opfer habe bis heute nicht stattgefunden.

Das von der Österreichischen Hochschülerschaft unterstützte Projekt „air-

port.praterstern“ wolle einen Anstoß geben. Geht es nach Freudmann, Gülcü und Fleischner, ist eine solche Einladung in jedem einzelnen Fall mit einer Entschuldigung zu verbinden. Darüber hinaus sollten alle enteigneten Güter vollständig rückerstattet bzw. finanziell entschädigt werden. In der Kunst sind Utopien möglich. n

Modell des fiktiven Flughafens



FOTOS: © AIRPORT PRATERSTERN

»Meine Religion ist die Kunst«

Czernowitz ist die Heimat des 1950 geborenen Künstlers Bronislav Tutelman. Seine fotografische Auseinandersetzung mit dem Friedhof dieser Stadt in der Bukowina ist derzeit in einer Ausstellung in Vorarlberg zu sehen. NU bat Tutelman zum Gespräch.

VON ALEXIA WEISS

Tutelman stammt aus einer einfachen jüdischen Arbeiterfamilie, in der zwar Jiddisch gesprochen, religiöse Traditionen aber regimebedingt nicht gepflegt wurden. Mit 15 Jahren ging er nach Odessa, um an der Grekov-Kunsthochschule Malerei zu studieren. Seit 1970 lebt Tutelman als freier Künstler in seiner Heimatstadt und beschäftigt sich mit Malerei, Installationen und Fotografie.

Sein Thema: ein Abbild der inneren Welt zu schaffen. Tutelman will mit künstlerischen Mitteln geistige Probleme darstellen und zugleich bereits eine Lösung bieten. Czernowitz bildet meist den Ausgangspunkt seiner künstlerischen Auseinandersetzung. Tutelman will aber kein Abbild der Stadt schaffen: Er verwendet sie nach Eigendefinition vielmehr als Basis, um Gefühle darzustellen.

Czernowitz, bis 1918 Teil der k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarn, beheimatete vor 1940 rund 43.000 Juden. Sie stellten ein Drittel der Bevölkerung dar. Heute leben nur mehr wenige Juden in dieser Stadt. Unter dem NS-Regime mussten tausende in den Lagern Transnistriens, der heutigen Ukraine, ihr Leben lassen. Und auch im Kommunis-

mus wurden sie verfolgt. Religion zu leben, war kaum möglich.

„Wir haben natürlich Chanukah gefeiert und Rosch Haschana“, erinnert sich Tutelman. Buben wurden beschnitten, und auch Bar Mitzwas hat es gegeben. „Aber Schabbat haben wir nicht eingehalten und koscher gegessen haben wir auch nicht. Gebetet, nein gebetet haben wir nicht oft.“

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs hat sich vieles geändert – auch in Czernowitz. Wer religiös leben will, tut das wieder. Und es gibt eine jüdische Schule, an der Tutelman auch Kunst unterrichtet. Das bringe ihm zwar kein Geld, aber unglaublich viel Energie, sagt Tutelman und strahlt über das ganze Gesicht. Ob er sein Judentum nun auch mehr auslebe? „Nein. Ich bete nicht. Meine Religion ist die Kunst.“

Große Zukunft sieht Tutelman für seine Heimatstadt keine. Zu viele Czernowitzer seien inzwischen ausgewandert: in die USA, nach Israel, nach Mitteleuropa. Auch Tutelmans Söhne zogen es in die Ferne: Der eine lebt als Künstler in New York. Der andere lernt an einer Jeschiwa in Jerusalem.

Jerusalem, diese Stadt, war es auch, in der Tutelman die Idee zu seinem Friedhofsprojekt entwickelte. Bei einer Künstlerkonferenz ging es um das Shtetl von Kiew bis Galizien. Tutelmans Assoziation zum Shtetl seiner Heimat: Hier wird der Weg verschwundenen Lebens sichtbar.

Tutelman nahm seine Kamera und suchte auf dem jüdischen Friedhof in Czernowitz nach Motiven, die er als Basis für seine fotografischen Collagen verwenden konnte. Er stellte dabei etwa einen Steinhaufen den zerbrochenen Überresten früherer Grabsteine gegenüber. Eine andere Arbeit reiht das Porträt eines alten Mannes, eine Aufnahme sterbender Bäume und die Ansicht eines verwitterten, schiefen Grabmales übereinander. „Der jüdische Friedhof fesselt durch seine Askese, Menschlichkeit und Schutzlosigkeit“, so der Künstler.

Tutelman weiß, dass seine Auseinandersetzung mit jüdischem Sterben provokante Elemente enthält. „Es ist ja ein Kunstprojekt, kein religiöses Projekt“, betont er. Was es aber sicher ist: ein sehr persönliches Projekt.

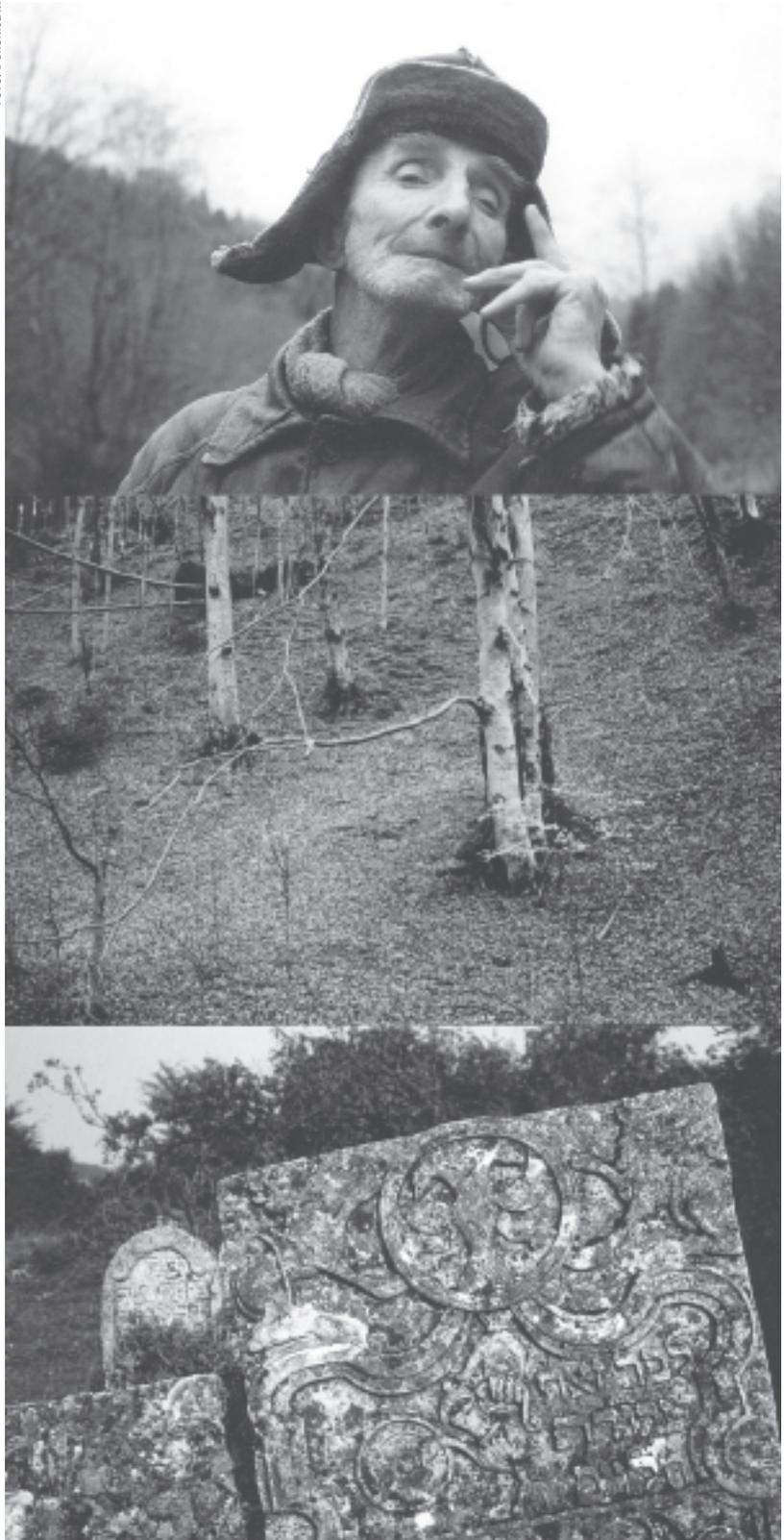
»Der jüdische Friedhof
fesselt durch seine
Askese, Menschlichkeit
und Schutzlosigkeit.«

Der Katalog zur Ausstellung „Bukowina in Wort und Bild – Der Stein hinterm Aug“ wird mit den Worten eingeleitet: „Zum Gedenken an meine Eltern und an die im Holocaust umgekommenen Verwandten.“

Zu sehen ist die vom Vorarlberger Arzt Thomas Weggemann initiierte Schau bis 31. Mai im Bildungshaus Batschuns (jeweils Montag bis Samstag von 9 bis 18 Uhr und an Sonntagen von 9 bis 12 Uhr). Gezeigt werden 25 Fotoarbeiten Tutelmans. Der Katalog bietet begleitend deutschsprachige Lyrik aus der Bukowina, Heimat einer ganzen Dichterschule, deren Vertreter sich als Folge des NS-Regimes in die ganze Welt verstreuten.

Alfred Margul-Sperber, Klara Blum, Rose Ausländer, Moses Rosenkranz, Alfred Kittner, Immanuel Weißglas, Alfred Gong, Selma Meerbaum-Eisinger – sie alle stammten aus der Bukowina. Einer der berühmtesten Söhne Czernowitz' war aber sicher Paul Celan, der in seiner bereits 1944 entstandenen „Todesfuge“ den sozialen und kulturellen Hintergrund des Czernowitzer Mikrokosmos mit der Tragödie des Holocaust verquickte.

FOTO: © BRONISLAW TUTELMAN



Fotocollage von Bronislaw Tutelman, derzeit zu sehen in der Ausstellung „Bukowina in Wort und Bild – Der Stein hinterm Aug“ in Batschuns

»Freunde, das Leben ist lebenswert«

Wenige Tage vor Pessach startet eines der spannendsten neuen Kulturprojekte in Wien: das stadtTheater walfischgasse von Anita Ammersfeld. Die völlig neu konzipierten Räume der früheren „Kleinen Komödie“ stehen ab 20. April als Theater und Ort der kulturellen Begegnung offen. Die erste Premiere im neu eröffneten Haus befasst sich mit der Geschichte dreier jüdischer Künstler, die das Kulturleben Österreichs vor 1938 wesentlich mit geprägt haben. Die Nazis machten dem ein jähes Ende. Stolz auf das Erbe, nicht auf die Schöpfer.

VON DANIELLE SPERA

Fritz Grünbaum, Hermann Leopoldi und Fritz Löhner – Namen, die aus dem Kulturerbe der Zwischenkriegszeit nicht mehr wegzudenken sind.

Fritz Löhner-Beda war der wohl berühmteste Schlagertexter (z. B. „Ausgerechnet Bananen“, „Was machst Du mit dem Knie, lieber Hans“) und Operettenlibrettist der 1920er und 1930er Jahre. Franz Lehár verdankt einen großen Teil seines Weltruhms seinem Librettisten Löhner. 1938 verschleppten die Nazis Löhner im so genannten „Prominenten-Transport Nr. 1“ nach Deutschland. Löhner hoffte, dass Lehár, der einer von Hitlers Lieblingskomponisten war, sich für ihn einsetzen würde. Ein verhängnisvoller Irrtum. Fritz Löhner wurde in Auschwitz erschlagen. Im Lager hatte er seinen vielleicht wichtigsten Text geschrieben: „Das Lied der Häftlinge von Buchenwald.“

Fritz Grünbaum, Conférencier und Kabarettist, war ebenfalls als Texter erfolgreich – „Ich hab das Fräul’n Helen baden seh’n“. Gemeinsam mit Karl Farkas etabliert er die Doppelconférence als wunderbares Element des Kabarets. Kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich, am 10. März 1938, treten Fritz Grünbaum und Karl Farkas ein letztes Mal im Simpl auf.

Farkas gelingt die Ausreise, Grünbaum wird deportiert und stirbt im Konzentrationslager Dachau. Seine Wohnung wird „arisiert“, 453 Werke des passionierten Kunstsammlers (darunter Dürer, Rembrandt, Degas, Spitzweg, Kokoschka, 60 Arbeiten von Schiele) sowie seine Bibliothek zwangsverkauft. Verkaufsweg und Verbleib der Grünbaum-Sammlung konnten bis auf Schieles „Tote Stadt III“ bis heute nicht nachvollzogen werden.

Hermann Leopoldi war Komponist von Wiener Liedern. Er schuf die Musik zu vielen bekannten Schlagnern und Wienerliedern, wie z. B. „In einem kleinen Café in Hernals“, „Schön ist so ein Ringelspiel“, „Der stille Zecher“, „Powidltatschkerln“, oder „Schnucki, ach Schnucki, fahr ma nach Kentucky“. 1937 erhielt er noch das Silberne Verdienstzeichen der Republik, 1938 wurde er ins KZ Dachau, später ins KZ Buchenwald deportiert – wo er auch das Buchenwald-Lied komponierte. Er konnte freigekauft werden und emigrierte 1939 in die USA. 1947 kehrte er auf Einladung von Bürgermeister Körner nach Wien zurück.

Löhner, Grünbaum, Leopoldi: Die Werke, die sie geschaffen haben, gelten als „urwienerisch“. Nur den wenigsten,

die heute ihre Lieder beim Heurigen oder in der Operette hören, ist bewusst, dass die Schöpfer dieser Texte und Melodien Juden waren. Den Nazis war das nicht verborgen geblieben, das Leben der drei Künstlerfreunde war mit 1938 zerstört.

Die Geschichte der drei Freunde ist Basis für das Theaterstück von Charles Lewinsky mit dem bitter-ironischen Titel „Freunde, das Leben ist lebenswert“, das 2001 uraufgeführt wurde. Es stellt den drei jüdischen Künstlern mit dem Chauffeur Prohaska einen überzeugten Nazi entgegen, der zwar Fritz Löhners Kunstfertigkeit bewundert, ihn aber aus seiner rassistischen Ideologie heraus verachtet. Lewinsky beschreibt das Schicksal der Künstler, denen allmählich jeder Stolz ausgetrieben wird und die zu retten versuchen, was sie von ihren Peinigern unterscheidet: Freundschaft und Humor. Selbst das misslingt.

Lewinsky versucht auch der Frage nachzugehen, wie aus einem durchschnittlichen Menschen mit einem Mal ein Zerstörer, ein Folterer, ein Mörder werden kann. Die SS-Leute in seinem Stück schwärmen von deutscher Kultur, während sie diejenigen verfolgen, deren Lieder sie so gerne hören.

»Die SS-Leute in seinem Stück schwärmen von deutscher Kultur, während sie diejenigen verfolgen, deren Lieder sie so gerne hören.«

Lewinskys Stück ist bisher nur in Deutschland gezeigt worden. Dabei behandelt es ein Thema, das unbedingt nach Österreich, vor allem nach Wien gehört. Denn es zeigt exemplarisch den Umgang Österreichs mit seinen jüdischen Bürgern. So wie ehemals aus Österreich vertriebene Juden, die, sobald sie später – z. B. als US-Bürger – den Nobelpreis erhalten, im österreichischen Kleinformat sofort zu Österreichern mutieren, wurden die Werke Löhners, Grünbaums und Leopoldis als „ursprünglich österreichisch“ aufgenommen. Das Schicksal der drei Künstler hat aber hier kaum jemanden interessiert und ist zunehmend in Vergessenheit geraten.

Charles Lewinsky wurde 1946 in Zürich geboren. Als Dramaturg und Regisseur arbeitete er an verschiedenen Bühnen, bis er Redakteur beim Fernsehen wurde. Inzwischen ist Lewinsky auch als Autor von TV-Shows, Romanen und Bühnenstücken erfolgreich. Sein Stück „Freunde, das Leben ist lebenswert“ zeigt die große künstlerische Leistung von drei Menschen und gleichzeitig ihr persönliches Schicksal in den dunkelsten Stunden des Landes, das sich im Jahr 2005 der Aufarbeitung seiner Geschichte stellen will.



INFO stadtTheater walfischgasse

Premiere ist am 20. April 2005, 20 Uhr
Mitwirkende u. a.: Hannes Gastinger, Johannes Seilern, Thomas Declaude, Sebastian Eckhardt, Marcus Thill, Sascha Oskar Weis
Regie: Charles Lewinsky; Musikalische Leitung: Roman Grinberg
Bühnenbild: Hans Kudlich
Tickets erhältlich unter Tel. 512 42 00 oder www.stadttheater.org
Kartenpreise: von 19 bis 34 Euro
stadtTheater walfischgasse
Walfischgasse 4, 1010 Wien
Tel.: 512 42 00
info@stadttheater.org
www.stadttheater.org

Das Weizmann Institut: Spitzenforschung aus Israel

„Mittelmäßigkeit ist etwas,
was wir uns eindeutig nicht leisten können.“

VON MICHAEL STAMPFER

Ein Garten für die Wissenschaft ...

Haim Harari ist ein wortmächtiger Mann. Der theoretische Physiker leitete als Präsident das Weizmann Institut von 1988 bis 2001 und führt seine Gäste heute noch gerne über den großzügigen, grünen Campus, den er wesentlich mitgestaltet hat. Zwischen Palmen und Bougainvillea-Sträuchern verteilen sich die zahlreichen Forschungslabors, Ausbildungsstätten und Wohngebäude des Instituts. Fast jedes davon hat seine Geschichte. Der Sager zum ruinösen Charakter der Mittelmäßigkeit passt zum Mikro- und Nanostrukturzentrum, in dem Grundlagen für neue Materialien und Bauprinzipien für Halbleiter entwickelt werden. Als es Anfang der neunziger Jahre gelang, mit Professor Heiblum von IBM einen Spitzenwissenschaftler für den Aufbau dieses Zweigs zu engagieren, hatte das Institut insgesamt gerade größere finanzielle Probleme zu bewältigen. Die zuständige interne Planungskommission schlug zwei Varianten vor: 5 Millionen Dollar als Mindestbetrag oder 15 Millionen für eine großzügige Erstausrüstung des Labors. Man entschied sich, großzügig zu investieren. Es sollte das nicht die einzige Stelle sein, bei der die österreichischen Besucher mit leichter Wehmut aufhorchten.

Das Weizmann Institut ist eine der wissenschaftlichen Vorzeige-Einrichtungen in dem an guter Forschung nicht eben armen Israel. (Der letzte Chemie-nobelpreis beispielsweise ging an das kleine Technion in Haifa.) Die Hauptaufgabe dieser Forschungseinrichtung mit integrierter Graduiertenausbildung ist die Grundlagenforschung in den Naturwissenschaften und damit verknüpft die Ausbildung von Master- und vor allem Doktoratsstudierenden im Rahmen der Forschung.

Damit ist der Garten Weizmann zwar beträchtlich groß für ein Forschungszentrum, aber klein im Vergleich zu einer Volluniversität. Die von einer niedrigen Mauer umgebenen 1,2 Quadratkilometer des Campus sind bevölkert von etwa 2.500 Leuten, StudentInnen, ProfessorInnen, TechnikerInnen, GärtnerInnen usw. Und das Land gehört dem Institut, einschließlich einer großen Baulandreserve. Erneutes Aufseufzen bei den österreichischen Gästen.

Der Blick über die Institutsmauer fällt auf umgebende und teils vom Institut „stammende“ (Spin-off) Hochtechnologie-Unternehmen. Der Leitung und den ForscherInnen reicht es freilich nicht, nur die regionale Umgebung oder Israel allein im Blickfeld zu haben. Ziel

des Instituts ist es, in ein paar Bereichen weltweit an der wissenschaftlichen Spitze mitzuspielen.

... denn Orangenplantagen alleine reichen nicht.

Die Geschichte des Instituts spiegelt im Kleinen ein Stück der Geschichte der Bemühungen um die Staatswerdung Israels und ihrer Verwirklichung wider. Dr. Chaim Weizmann war zugleich erfolgreicher Chemiker und Politiker, erst als Führer der zionistischen Bewegung, dann als erster Präsident des Staates Israel. Zum Einwanderungs- und Aufbauprogramm der Zwischenkriegszeit gehörte auch der starke Glaube, dass es mit Landwirtschaft allein nicht getan sei und der erträumte Staat auch wissenschaftliche Einrichtungen brauche, die wieder zu Wertschöpfung führen. „Science-Based Industries“, eine auf den Wissenschaften aufbauende Wirtschaft nennen wir das heute.

Mit der Gründung des „Daniel Sieff Research Institute“ im Jahr 1934 begann inmitten von Orangenplantagen in der Kleinsiedlung Rehovot die Geschichte. Es gab als Erstes nur das Chemieinstitut für Chaim Weizmann selbst, bezahlt von den Eigentümern der Kaufhauskette Marks & Spencer. 1944 wurde es – diesmal mit Geld von ameri-

kanischen Spendern – in ein Forschungsinstitut mit fünf Arbeitsgruppen ausgeweitet und erhielt seinen heutigen Namen. Die „heißen“ Themen waren damals: Polymere, Krebsforschung, Mathematik, Biophysik und Isotopenforschung. Man versuchte von allem Anfang an Stars nach Israel, also in ein damals wissenschaftliches Nirgendwo, zu locken. Das Resultat war ein höchst erfolgreicher Beginn mit zwei arrierten Immigranten und drei jungen, viel versprechenden heimischen Forschern. In der Nachkriegszeit und in den neunziger Jahren erlebte das Institut besonders große Wachstumsschübe, insgesamt in seiner Geschichte aber auch Phasen, in denen hart gegen ein Abrutschen in das Mittelmaß gekämpft werden musste.

Heute steht das Weizmann Institut sehr erfolgreich da: in einigen Feldern wissenschaftlich an der Weltspitze, was sich daran zeigt, wie oft Arbeiten in wissenschaftlichen Publikationen zitiert werden. Auch gelang es erfolgreich, in neuen und sehr komplexen Bereichen, wie etwa der Hirnforschung, die Biologie, die Physik, die Chemie und die Computerwissenschaften zu disziplinenübergreifender Arbeit zusammenzuspannen. Sam Safran, der Vizepräsident für Forschung, betont, dass dazu starke

Das Weizmann Institut braucht etwa 170 Mio. Dollar im Jahr. Wer gibt das Geld dafür her?

organisatorische Klammern bei gleichzeitig hoher Flexibilität vonnöten sind: „Unsere Abteilungen sind rund um Forschungsschwerpunkte mit einer Mischung aus Wissenschaftsdisziplinen organisiert.“ Haim Harari assistiert und verweist auf die Wichtigkeit physischer Nähe für die Zusammenarbeit, den so genannten Cafeteria-Effekt.

Kann man mit wissenschaftlicher Forschung Geld drucken?

Leider ist es vorerst und in den meisten Fällen umgekehrt: Wissenschaftliche Forschung ist teuer. Personal, Laborausstattung, Materialien, Gebäude und vieles mehr sind zu bezahlen, gerade naturwissenschaftliche Spitzenforschung ist extrem kostenintensiv.

Das Weizmann Institut braucht etwa 170 Mio. Dollar im Jahr. Wer gibt das Geld dafür her? Knapp 40 Prozent kommen vom Staat Israel in Form einer Basisfinanzierung. Knapp 30 Prozent erhält man für Forschung in konkreten Projekten, überwiegend aus staatlichen und gemeinnützigen Quellen. Interessant dabei ist auch, dass das Institut ein sehr aktiver Mitspieler in den Forschungsprogrammen der Europäischen Union ist.

Es bleiben 30 Prozent, die aus privaten Mitteln stammen. Dabei denken

wir als Mitteleuropäer sofort an Auftragsforschung der Industrie, sind damit aber auf dem Holzweg. Erstens betreibt das Institut Grundlagen- und keine angewandte Forschung. Zweitens sind es vielmehr Rückflüsse aus Patenten bzw. Lizenzverträgen und Schenkungen von Gönnern. Denn im Weizmann Institut versteht man es, Spenden zu akquirieren: Die reichen GeberInnen sitzen auf der ganzen Welt, können durch geschickte Abschreibemodelle Steuern sparen und so haben zahlreiche von ihnen schon einen Scheck über zehn Millionen Dollar unterschrieben. Dafür trägt vom größten Gebäude bis zur letzten Blumenrabatt-Einfassung alles groß und leuchtend die Namen der SpenderInnen. Das hat viel mit der angesprochenen Strategie der Stärkung der Wissenschaften als Grundlage für eine erfolgreiche Wirtschaft zu tun, viel aber auch mit den Werten der Bildung und des Gebens in der jüdischen Kultur, und das noch einmal verstärkt durch die entsprechende amerikanische Kultur der Donations.

Ebenso hat das Institut eine hervorragende Politik entwickelt, langfristige Verwertung von geistigen Eigentumsrechten zu kultivieren. Derzeit scheint der Traum vom Gelddrucken wahr geworden zu sein: Die jährlichen einschlägigen Einkünfte liegen bei etwa 90 Millionen Euro. Das ist für eine Einrichtung dieser Größe einsamer Weltrekord. Das Geld geht sowohl an die ErfinderInnen als auch an das Institut.

Diese gewaltigen Einkünfte fließen zum Teil in den Aufbau eines Vermögens, das in den USA verwaltet wird und derzeit etwa 500 Mio. Dollar beträgt. Das Institut erreicht damit einen höheren Grad an Unabhängigkeit auch für die Zukunft.

Und so mischt sich in die Bewunderung der österreichischen Gäste beim Abschied aus dem grünen Forschungsgarten auch ein gerüttelt Maß an ein wenig neidischer Wehmut.

Die Homepage www.weizmann.ac.il bietet einen guten Überblick.

Dr. Michael Stampfer, Geschäftsführer des Wiener Wissenschafts-, Forschungs- und Technologiefonds (WWTF), hat im September 2004 das Weizmann Institut besucht, um Lehren für österreichische Forschungseinrichtungen zu gewinnen. www.wwtf.at

»Eine Anerkennung aller Jiddischisten«

Eine neue Biographie Isaac Bashevis Singers.

VON THOMAS SCHMIDINGER

Isaac Bashevis Singer ist wohl der Exilschriftsteller schlechthin. In eine blühende jiddische Kultur Osteuropas geboren, emigrierte er 1935 noch vor dem großen Inferno, das nach der deutschen Eroberung Polens über die osteuropäischen Juden hereinbrach, in die USA, wo er weiter seine Romane und Erzählungen in jiddischer Sprache verfasste. Nach der Shoah, bei der die Deutschen und „Ostmärkler“ den Großteil seiner potentiellen LeserInnen ausrotteten, schrieb Isaac Bashevis Singer weiter in einer Sprache, die kaum mehr jemand verstand. Die überlebenden Jüdinnen und Juden Osteuropas wanderten größtenteils nach Israel aus, wo nicht mehr Jiddisch, sondern Hebräisch gesprochen, geschrieben und gelesen wurde. In der Sowjetunion erschienen zwar noch einige Bücher und Zeitungen auf Jiddisch, der Großteil der sowjetischen Juden, so sie vor den stalinistischen Verfolgungen nicht ebenfalls auswanderten, assimilierte sich jedoch sprachlich an das vorherrschende Russisch und auch in den USA wurde das Jiddische eher die Sprache der älteren Generation jüdischer Einwanderer, deren Kinder längst das Englische als Umgangssprache verwendeten.

Singer schrieb in einer solchen Welt jedoch unbeirrt weiter in seiner Muttersprache. Im „Forverts“, einer linken jid-

dischsprachigen Zeitung, die noch heute in New York erscheint, veröffentlicht er seine Geschichten und Romane. Erst spät werden seine Texte unter seiner Mithilfe ins Englische übersetzt. Dabei werden die Texte jedoch auf seine Initiative hin vereinfacht. Vieles vom Reichtum des jiddischen Originals geht dabei verloren. Die deutschen Übersetzungen seiner Werke sind heute, wie alle Übersetzungen außer den japanischen, aus dem Englischen übertragen. Die jiddischen Originale sind kaum mehr erhältlich. Zu gering ist die Zahl der potentiellen LeserInnen, dass sich jiddische Bücher heute wirtschaftlich rechnen würden.

Der Literaturnobelpreis, der ihm 1978 im hohen Alter verliehen wurde, war jedoch nicht nur eine Anerkennung seines Lebenswerkes, sondern auch eine Ehrung der jiddischen Sprache als Literatursprache. Für Singer selbst war der Preis auch „ein Sieg und eine Anerkennung aller Jiddischisten. Ich teile ihn mit der jiddischsprachigen Welt und meinen englischen Lesern.“ (S. 171) Seine Nobelpreisrede eröffnete er dann auch in seiner Muttersprache: „Die große Ehre, die mir die Schwedische Akademie zuteil werden ließ, ist auch eine Anerkennung des Jiddischen – einer Sprache des Exils, ohne ein Land, ohne Grenzen, durch keine einzige Regierung geschützt ...“ (S. 174)

Stephen Tree hat nun eine umfangreiche Biographie Isaac Bashevis Singers verfasst. Zwar ist dies nicht die erste Biographie des 1991 verstorbenen Literaturnobelpreisträgers, allerdings ist es die erste, die auch der Kindheit und Jugend Singers in Polen intensiv nachgeht und dabei eine Menge neuer Aspekte seines Lebens zugänglich macht. Stephen Tree geht dabei nicht nur dem literarischen Schaffen Singers nach, sondern beschreibt auch den Frauenheld und den zunehmend senil werdenden alten Mann, der in seinen letzten Jahren ganz von der Pflege durch seine Frau Alma abhängig war. Die Schilderung der persönlichen Schwächen Singers verliert jedoch nie den Respekt und die Zuneigung zum literarischen Werk und zu „seiner“ jiddischen Kultur. Das flüssig zu lesende Buch beinhaltet auch einige Seiten mit Fotos, die von seinen Großeltern Temerl und Samuel bis zu seiner Antrittsvorlesung an der Universität von Miami im Februar 1979 reichen. Für jeden, der sich mit Singers Leben und Werk beschäftigen will, wird das Buch von Stephen Tree in Zukunft zur Pflichtlektüre werden. n

*Stephen Tree: Isaac Bashevis Singer; dtv; München, 2004; 200 Seiten
Preis: € 15,-*

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

1	●	2	3	4		●	5	6	7
8	9					●	10		
11							●	12	
13						●	14	15	
●	16			●	●	17			
●	18			●	19				
20				21		●	22		●
23		●	24			●	25		
26			●	27		28			●
29		●	30					●	31
32		●		●	33		●	34	
35		36			●	37	38		
39				●	40				
	●		●	41		●	42		

WAAGRECHT

2. Die Laute vernimmst du mit den selbigen ohne h
5. franz. Insel
8. Berliner Frucht oder Aufruf ohne Ende
10. natürlicher Begriff für Zaster, Knete, Kohle, Piepen
11. Dieses Märchen glaubt nur deine ...
12. Abk. für „zum Teil“
13. verkleinertes T-Shirt
14. durcheinander gebrachtes Zuhause
16. das Gleiche wie 14 waagrecht, nur ohne h
17. engl. Ausverkauf
18. kleine Tageszeitung
19. römischer Herrscher wie Salatnamenspatron (franz.)
20. nichtrömischer Herrscher von hoher Kartenspielwichtigkeit
22. small university campus
23. short amnesty international, i=j
24. lautsprachlich new sozusagen
25. griechischer Buchstabe
26. eindeutige Negation und doch nicht warm, nicht kalt
27. Hol sie dir und löse das Rätsel
29. indischer chanting Laut
30. europ. Gebirgszug
32. kurz und dennoch größer als ein Millimeter
33. span. Artikel
34. die heilige weltumspannende Silbe
35. Hätt' er es eher gewusst, bräucht' er weder Ausrede noch Erlaubnis
37. Überwinde sie, du Angsthase
39. Ob er mit Liebe zu schaffen hat?
40. Wirklich? Bist du auch sicher?
41. Jeder Mensch hat eine
42. franz. Vieljährigkeit

SENKRECHT

1. Brechtsche Titelfigur und sicher männlich
2. lateinisch so gesehen bestens
3. die Frau deines Herren, Lehrers, Meisters
4. Luftlinie ins Heilige Land
5. aufsteigende heilige Silbe
6. Genitiv eines seltsamen Fisches? Was für ein Gespött!
7. weiblicher Vorname
9. Fehlt's an 10 waagrecht, bleibt dir immer noch dieser
10. Fehlt dir der Verstand, hast wohl eine! Kannst auch einen Singvogel machen
15. polnisches Urlaubsgebiet
19. eine Unverschämtheit!
20. Der verdient sich sein 10 waagrecht hart
21. der Himmel über Frankreich
28. „Er guckt e was für e olef an“?
30. 19 senkrecht macht dich nicht beliebt und das schon gar nicht
31. gemeines Adjektiv zu 19 und 30 senkrecht passend
34. Kapitän aus der Tiefe oder Vorzeichen
36. einfach gut und aus der Mitte von Stoff
38. franz. Freund, auf dem Kopf stehend

Wo bitte geht's hier zur Verschwörung?



Ich habe mich entschlossen, diesen Kommentar zu nutzen, um meine Mitbürgerinnen und Mitbürger vor der drohenden Hegemonie des Bagels zu warnen.

VON PHILIPP STEGER

Bevor ich mich jedoch dem eigentlichen Thema zuwende, kann ich nicht umhin, an dieser Stelle eine erst unlängst festgestellte Unwissenheit einzugestehen. Jahrelang habe ich im naiven Irrglauben dahingevegetiert, das Wort „Ostküste“ beschreibe eine geographische Gegebenheit, die Atlantikküste der USA eben. Und so habe ich immer wieder ganz arglos Ostküste gesagt, wenn ich Ostküste meinte und damit womöglich Unbeabsichtigtes kommuniziert. Sagte ich etwa „Der Paul Miller ist von der Ostküste“ hätte ein ostküstenkundiger Österreicher meinen können, dass ich ihm durch die Blume zu verstehen geben will, dass Paul Miller eigentlich Abraham Rosenthal heißt, Pejes trägt und in seiner Freizeit freiwilliger Mitarbeiter der zionistischen Weltverschwörung ist.

Die Tragweite dieses Kommunikationsrisikos wurde mir erst bewusst, als ich vor kurzem auf einer deutschen Website las, dass „Ostküste“ ein „in Österreich geläufiges antisemitisches Klischee“ ist. Der Terminus „Ostküste“ wurde also usurpiert von jenen, die für sich in Anspruch nehmen, erkannt zu haben, wie die Dinge wirklich liegen in den USA (und natürlich in der Welt).

Mit diesem Wissen ausgestattet, war ich imstande, mir eine neue Sprachregelung zu geben. Das, was auf der Landkarte von vorne gesehen rechts von der Mitte liegt, nannte ich von da an nur mehr „Atlantikküste“.

Im Nachhinein geniere ich mich natürlich ein wenig dafür, dass mir vorher nichts aufgefallen ist. Zu meiner Verteidigung kann ich aber einiges einbringen. Woher hätte ich wissen sollen, dass 293 Millionen Amerikaner von rund zwei Millionen amerikanischen Juden im Nordosten der USA regiert werden? Und, bitte schön, was wäre denn das für eine Verschwörung, wenn ein jeder gleich merken könnte, dass die Juden das Land hier beherrschen?

Was also folgte, war ein böses Erwachen. Denn wenn einmal Misstrauen gesät, der erste Verdacht geweckt ist, dann sieht man plötzlich überall Zeichen und es fällt einem förmlich wie Schuppen von den Augen. Die harmlosesten Dinge zeigen sich da in einem ganz neuen Licht. Denken Sie etwa an die typische Kopfbedeckung des modernen Amerikaners, die Baseballmütze. Je nach Alter des Trägers, Ausmaß der zur Schau gestellten Lässigkeit, oder – seltener – Funktionalität kann sie verschie-

den getragen werden. Angepasste Amerikaner tragen sie normal, d. h. mit dem nach vorne, mehr oder weniger parallel zur Nase ragenden Schirm. Jene, die auf die Baseballmütze als Accessoire nicht verzichten wollen, ihrer Unangepasstheit aber dennoch Ausdruck verleihen wollen, tragen sie umgedreht, d. h. mit dem Schirm nach hinten, was – vor allem bei engen Kappen – auch erklärt, warum diese Personen nach Abnahme der Mütze einen Abdruck des Verschlusses auf der Stirn tragen.

Nun gehen manche Kommentatoren so weit, die Baseballmütze nicht nur als eines der zentralen Symbole der USA, sondern als ein wesentliches Symbol des 20. Jahrhunderts zu bezeichnen. Das neue Wissen über die Ostküste erlaubt mir jetzt tiefe Einsichten: An der Baseballmütze lässt sich die Rolle der Juden in den USA deutlich nachweisen: Stellen Sie sich eine Baseballmütze ohne Schirm vor. Was sehen Sie dann? Eine Kippah natürlich. Da haben wir es: Ganz Amerika trägt Kippahs mit Schirm!

Ich glaube aber, dass sich wegen der Baseballmützen allein in Österreich niemand ernsthaft Sorgen zu machen braucht. Die Mode wird sich nicht wirk-

Stellen Sie sich eine Baseballmütze ohne Schirm vor. Was sehen Sie dann?
Eine Kippah natürlich. Da haben wir es:
Ganz Amerika trägt Kippahs mit Schirm!

lich durchsetzen – schwer vorstellbar, dass etwa alle Hut tragenden Autofahrer auf Baseballmützen umsteigen oder in Zukunft auf Baseballmützen Gämsbärte angeklebt werden. Die weite Verbreitung der Kippah mit Schirm in den USA ist also nicht dazu angetan zu erklären, warum die Ostküste den Antisemiten so suspekt ist. Auch die absurden Phantasien über die Beherrschung der Wall Street und des amerikanischen Kongresses durch die Juden sind ja so dumm, dass keiner sie ernst meinen kann.

Die Erklärung ist viel einfacher und heißt Bagel-Neid. Zugegeben, der Ausdruck ist noch nicht so weit verbreitet wie der von Freud geprägte Terminus einer anderen Neidmanifestation, aber er hat gute Chancen darauf, in der pathologischen Diagnose von Antisemitismus eines Tages eine wichtige Rolle zu spielen. Psychiater der Zukunft werden die Stirn runzeln, nachdenklich den Kopf wiegen und dann dem Patienten mit ernster Miene mitteilen: „Ich befürchte, Sie leiden an Bagel-Neid.“

Es wird kaum jemandem entgangen sein, dass der Bagel in den vergangenen Jahren in Europa enorm an Popularität gewonnen hat. Ich würde sogar fast so

weit gehen zu behaupten, Bagels – oder zumindest ihr Verzehr – gelten vielerorts als „cool“. Der noch im 19. Jahrhundert in Europa begonnene und in den USA im 20. Jahrhundert vollendete Siegeszug des jüdischen Bagels muss doch so einem Antisemiten gegen den Strich gehen. Man stelle sich das mal vor: Da wird so eine verhinderte Semmel mit einem sinnlosen – in jeder Hinsicht ineffizienten – Loch in der Mitte aus Europa verjagt, lässt sich jedoch nicht unterkriegen und erobert in einem Feldzug, der nachweislich seinen Ausgang von der Ostküste aus nahm, das mächtigste Land der Erde. Bagels gibt es heute nicht bloß an der Ostküste und nicht nur an der ohnehin auch leicht verdächtigen Westküste, sondern sogar im mittleren Westen. Das ganze Land ist Ostküste!

Und als wäre dies der Schmach nicht genug, kehrt nun der Bagel nach Europa zurück und erlebt eine neue Hochblüte. Als ob es ordentliches Brot oder anständige Semmeln nicht auch täten. Und das obwohl wir in Österreich ohnehin schon alle Hände voll zu tun haben, um unser Land vor der drohenden Übernahme durch ausländische Elemente zu retten. Dass beispielsweise Wien weder

Chicago noch Istanbul werden darf, weiß ja inzwischen wohl jeder, aber dass ganz Österreich die schleichende Bagel-Invasion droht, scheint nur die ganz Hellhörigen zu kümmern. Und so ist es an mir, die Österreicher zu warnen, dass Bagel statt Semmel wahrlich keine Bagatelle ist. Die Ostküste nämlich bäckt immer und überall. ⁿ

DES RÄTSELS LÖSUNG ...

WAAGRECHT

2. OREN, 5. ILE, 8. APPEL, 10. MOOS, 11. ALTBABE, 12. ZT, 13. LEIBL, 14. IMEH (=HEIM), 16. IME, 17. SALE, 18. TAZ, 19. CESAR, 20. MELECH, 22. UC, 23. AJ (=AI), 24. NIU, 25. RHO, 26. LAU, 27. EZZES, 29. OM, 30. ALPEN, 32. CM, 33. EL, 34. OI, 35. HETER, 37. EIME, 39. EROS, 40. EMMES, 41. EM, 42. ANS

SENKRECHT

1. BAAL, 2. OPTIMAL, 3. REBZEZEN, 4. ELAL, 5. IO (=OI), 6. LOZELACHS, 7. ESTHER, 9. PLEITEJAMMER, 10. MEISE, 15. MASUREN, 19. CHUZPE, 20. MALOCHER 21. CIEL, 28. ZELEM, 30. ASES, 31. FIESS, 34. OMEN, 36. TOF, 38. IMA (=AMI)



Dajgezzen und Chochmezzzen*

Der Zwickommentar von Erwin Javor und Peter Menasse

Menasse: Herr Ober, bringen Sie mir einen Einspänner.

Javor: Grüß dich. Nu, was sagst du zur Krise zwischen den Regierungsparteien?

Menasse: Mir kommt das vor wie ein veritabler Ehekrach. Die Gattin keppelt dauernd und droht, dem Mann seine Alleingänge heimzuzahlen. Und er ignoriert sie einfach – ein echter Schweigegatte.

Javor: Die wirkliche Krise wird es erst geben, wenn sich die beiden scheiden lassen.

Menasse: Warum, was kann noch ärger werden?

Javor: Die ärgsten Streitereien bei jeder Scheidung entstehen wegen der unmündigen Kinder. Was glaubst du, was das für ein Rosenkrieg wird, wenn entschieden werden muss, wer das Sorgerecht für Klein Karl-Heinz bekommen soll? Er war doch ursprünglich ein blaues Baby und hat erst später begonnen, schwarz zu arbeiten.

Menasse: Da kannst du Recht haben. Karl-Heinz studiert noch und das kostet genug in Zeiten der Studiengebühren.

Javor: Ich glaube, die beiden werden sich das Sorgerecht teilen. Während der Woche arbeitet KHG als Werkstudent bei der ÖVP und am Wochenende darf er in Kärnten die Freizeit genießen: auf der Wörthersee-Bühne spielen, am Ulrichsberg wandern und Gummi geben beim GTI-Treffen.

Menasse: Der Gatte, die ÖVP, sucht scheinbar jetzt bereits nach einem neuen Lebensabschnittspartner, obwohl die Ehe noch gar nicht beendet ist. Dabei hat die Gattin in den letzten Jahren ohnehin so brav abgenommen.

Javor: Gleich nach der Trennung ist ja dann das Volk als Schachden dran. Wobei es für den Heiratsvermittler nur eine sehr begrenzte Auswahl gibt: noch einmal die bisherige Gattin, die sich in der Haushaltsführung nicht eben ausgezeichnet hat, dann die alte rote Fregatte, mit der sich der schwarze Mann nie wirklich gut verstanden hat, und schließlich die grüne Jungfrau, die neuerdings Torschlusspanik zu

verspüren scheint und bereit ist, sich jedem an die Brust zu werfen.

Menasse: Und dabei kann der Schachden immer nur Vorschläge machen. Der Schweigegatte sucht sich am Schluss ohnehin aus, wen er will. Ich halte es für möglich, dass er sich zum dritten Mal mit derselben Gattin vermählt.

Javor: Du glaubst, er wird die ausgelutschte Orange nehmen?

Menasse: Das ist die billigste Zuwaage Österreichs – BZÖ.

Javor: Das Bierzelt Österreichs!

Menasse: Nur das Personal sollte er wieder austauschen lassen.

Javor: Das wäre in diesem Kaffeehaus hier auch notwendig. Ich habe schon wieder statt einer Melange einen Einspänner bekommen.

Menasse: Herr Ober, bitte zahlen!

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*

Zehn Tipps für glückliches Jude-Sein in Österreich



FOTO: © PETER NIGAUD

VON
MARTIN
ENGELBERG

Im Zeitalter der allgegenwärtigen Tipps muss auch NU seinen Lesern eine solche Serviceleistung anbieten:

Nutzen Sie die vorherrschenden antisemitischen Vorurteile in Ihrem Privatleben. So wird Juden zugeschrieben, sie seien phantastische Liebhaber und Partner, Jüdinnen sagt man nach, sie seien besonders leidenschaftlich beim Sex, und ganz allgemein gelten Juden als besonders intelligent.

Achten Sie nur darauf, dass Sie in Ihrem und im Interesse aller anderen diese Vorurteile nicht zu schnell widerlegen.

Meiden Sie in der Konversation mit nicht-jüdischen Partnern einfach ganz bestimmte Themen: vor allem Shoah und Antisemitismus, aber auch Aktuelles wie USA, Irak, Israel. Alternativ dazu ist es z. B. bei Linken derzeit besonders „in“, sich über italienische Rotweine und Kochrezepte zu unterhalten. Da kann dann fast nichts passieren, wenn Sie da nicht gerade einen besonders dummen Fehler machen.

Lassen Sie sich nicht einreden, Antisemitismus gäbe es quer durch alle Gesellschafts- und Altersschichten. Es gibt bestens fundierte Argumente, dass Antisemiten (bzw. solche, die sich als

Antizionisten tarnen) vorwiegend zu finden seien bei: ÖVP, SPÖ, FPÖ, Grünen, Alten, Jungen, Rechten, Linken, Armen, Reichen, Wienern, Kärntnern usw.

Nutzen Sie diese Möglichkeiten und schreiben Sie den Antisemitismus wahlweise einfach nur ganz bestimmten Gruppen zu. Sie können diese auch jederzeit ändern.

Setzen Sie Ihr Jude-Sein schamlos für Ihre Karriere ein. Es finden sich zuhauf Vorgesetzte mit schlechtem Gewissen und/oder dem Bedürfnis, Juden besonders zu helfen.

Ihr Jude-Sein bietet Ihnen sogar eigene Berufschancen. Vertreten Sie die jüdische Gemeinschaft, sagen Sie, was die Juden denken, fühlen, brauchen. Diesen Job können Sie alleine und völlig freiberuflich oder aber in den entsprechenden Vereinen und Institutionen ausüben.

Machen Sie erfolgreich in der Öffentlichkeit auf sich aufmerksam. Verurteilen Sie – und das am besten „zutiefst“ – die Politik Israels, erklären Sie, warum Linke natürlich nicht antisemitisch sind, ja gar nicht sein können. Oder aber stellen Sie fest, dass die Situation in Österreich noch nie so schlimm war wie heu-

te, und kündigen Sie an, daher demnächst auswandern zu wollen.

Fühlen Sie sich schlecht behandelt und hilft sonst gar nichts mehr, dann probieren Sie es doch einmal damit: „Haben Sie womöglich etwas gegen Juden?“

Sie haben völlig Recht: Sie müssen sich nicht mit dem Antisemitismus in Österreich abfinden. Machen Sie mit beim beliebten „Protest-Hip-Hop“. Beschweren Sie sich heute bei den Linken über den Antisemitismus der Rechten und morgen bei den Rechten über den Antizionismus der Linken.

Es gibt wenige Plätze auf dieser Welt, an denen sich die eigene jüdische Identität noch immer so vortrefflich über den Kampf gegen den Antisemitismus definieren lässt. Nutzen Sie diese Möglichkeit!

Bleiben Sie bei Ihrer Überzeugung, dass Sie gar nicht als Jude/Jüdin von Ihrer Umgebung wahrgenommen werden, weil Sie ohnehin so sind wie alle anderen. Oder jedenfalls alles, was man gegen Juden haben kann, natürlich nicht auf Sie zuträfe.

Diese Illusion lässt sich oft über Jahre, ja angeblich sogar über Jahrzehnte, aufrechterhalten.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15

BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Martin Engelberg, Werner Hanak, Nina Horaczek, Erwin Javor, Christof Janitschek (grafisches Konzept), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Thomas Schmidinger, Saskia Schweiger (stv. Chefredakteurin), Danielle Spera, Michaela Spiegel, Michael Stampfer, Philipp Steger (Washington), Petra Stuibler, Ulrike Weißenbacher (Brüssel), Alexia Weiss (stv. Chefredakteurin)

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479. Obmann: Johann Adler,

Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.
